

hefte für Büchereiwesen

Der Volksbibliothekar und die
Bücherhalle

Mitteilungen der Deutschen Zentralstelle
für volkstümliches Büchereiwesen

Schriftleitung **hans hofmann**



heft 6
Der Mitteilungen 11. Band

Österreichischer Bundesverlag
für Unterricht, Wissenschaft und Kunst
(vorm. Österreichischer Schulbuchverlag)
Wien 1927 Leipzig

Bezugsbedingungen

Preis des Jahrganges, 6 Hefte im Umfange von 21 Bogen, 6 Goldmark; Einzelhefte 1.50 Goldmark. — Mitglieder der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen und ihrer Unterverbände sowie der Preussischen Volksbüchereivereinigung erhalten die Zeitschrift unentgeltlich. Die Mitglieder des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare sowie die Mitglieder der der Zentralstelle angeschlossenen Landesvolksbildungsorganisationen erhalten bei Bezug durch Vermittlung ihrer Verbände bedeutende Ermäßigungen

*

Sitz des Verlages: Wien, 1. Bezirk, Schwarzenbergstraße 5
Sitz der Schriftleitung: Leipzig N 22, Richterstraße 8

Inhalt dieses Heftes

Berufskunde: Volk ohne Raum. Die Forsyte Saga. Der Zauberberg. Ein Vergleich. Büchereipolitik und Büchereibewegung: Dorfbücherei und ländliches Büchereiwesen — Die wissenschaftlichen Bibliotheken und die Autonomiebestrebungen der volkstümlichen Bücherei — Zu Georg Leyhs Randbemerkungen — Generaldirektor Krüss und die volkstümlichen Büchereien — Die Autonomie der Volksbibliothek und ihre Gegner — Der Verband Deutscher Volksbibliothekare zur Ausbildungsfrage. Bücherkunde: Buchbesprechungen: Schöne Literatur — Übersichtsliste über Neuerscheinungen. Kleine Mitteilungen.

Dieser Nummer liegen Titelblatt und Inhaltsverzeichnis für den 11. Band 1927 bei.

Alle Bedarfsgegenstände der Ausleihorganisation und inneren Verwaltung

die für eine unter volkspädagogischen Gesichtspunkten geleitete Büchereiarbeit notwendig sind, werden in der Abteilung für technischen Büchereibedarf geführt. Fachbibliothekarische Leitung dieser Abteilung gibt für zweckmäßiges und qualitativ einwandfreies Material alle Gewähr. Die Herstellung der einzelnen Gegenstände in großen Mengen ermöglicht niedrige Preise. Über die für die Einrichtung von Büchereien verschiedensten Umfanges notwendigen Materialien werden gern Kostenaufstellungen ausgearbeitet, und auf besondere Fragen steht erfahrene bibliothekarische Auskunft zur Verfügung. Preisverzeichnisse werden auf Wunsch frei zugestellt

Abteilung für technischen Büchereibedarf

der

**DEUTSCHEN ZENTRALSTELLE FÜR
VOLKSTÜMLICHES BÜCHEREIWESEN**

LEIPZIG N 22, Richterstraße 8

Hefte für Büchereitwesen

Mitteilungen

der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereitwesen

Schriftleitung Hans Hofmann

11. Band

Heft 6

Berufskunde

Volk ohne Raum — Die Forsthe Saga — Der Zauberberg

Ein Vergleich

Das große Aufsehen, das die drei Werke fast zur selben Zeit in Deutschland erregten, gibt die Veranlassung, sie hier unter dem besonderen Gesichtspunkte des „Zeitromanes“ zu betrachten. Allerdings ist dieser Begriff nicht ganz eindeutig und wird tatsächlich in mehrfachem Sinne gebraucht. Setzt man als selbstverständlich voraus, daß der Zeitroman in der Epoche des Autors und Lesers handelt, so läßt sich ihm gleichwohl nicht jeder Roman, der dies tut, zuzählen. Erst wenn die Beziehungen zur Zeit innig, stark und wesentlich sind, wenn die Epoche selbst in irgendeiner Gestalt Gegenstand der Dichtung ist, darf man von Zeitroman sprechen. Aber selbst diese Voraussetzung genügt oft nicht, sofern viele mit dem Begriff noch ein Werturteil, die Forderung einer unleugbaren Bedeutung verbinden. Ja, der große Zeitroman betweist sich, ungerechnet allen ästhetischen Wertes, überhaupt erst durch sichtbare Einwirkung auf die Zeit: er erschöpft sich nicht im persönlichen Erlebnis der einzelnen, sondern gewinnt, als das eindringliche Erlebnis aller, bestimmenden Anteil an der Bildung seiner Generation, des Zeitgeistes. So macht er Geschichte. In diesem hohen Sinne waren die „Dämonen“, „Emile“, „Wilhelm Meister“ Zeitromane. Und die drei Beispiele lassen zugleich erkennen, wie verschieden das Verhalten des Werkes der Zeit gegen-

Vorbemerkung: Mit diesem Beitrag beginnen wir den Bericht über eine Besprechung dreier Werke der schönen Literatur, die in den letzten Monaten im Mitarbeiterkreis der Städtischen Bibliotheken zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle stattgefunden hat. Hier ist der Versuch gemacht, an drei besonders bedeutsamen Werken des zeitgenössischen Schrifttums beispielhaft die Wege der volkspädagogischen Literaturkritik von neuem zu beschreiten und — umfassender als es bei der Einzelbesprechung sonst möglich ist — den Gang und das Wesen der literarischen Urteilsbildung darzustellen. Der folgende Vergleich versucht die Erfassung des wesentlichen Gedankens und Erlebnisgehaltes dieser

über sein kann: ein Nachbilden der äußeren Erscheinung und Deuten des Innersten oder ein Anklagen und Fordern oder ein Erziehen und Führen. — Sobiel nur, um den Horizont zu zeigen, der die kommenden Betrachtungen begrenzen muß.

I.

In der Widmung sagt Grimm über sein Buch: „Diese deutsche Erzählung ist, so meine ich, eine politische Erzählung und läßt unser deutsches Schicksal sehen, wie es Schulen und Parteien nicht lehren, weil sie es weder können noch wollen“. Das Grunderlebnis ist also ein politisches, noch genauer bestimmt, ein deutsch-völkisches. Seinem Volke im Innersten verbunden, hat Grimm dessen jüngstes Schicksal mit außerordentlicher Heftigkeit miterlebt, und getrieben von ehrlicher Sorge um das Wohl des Vaterlandes, voll glühenden Eifers um die Zukunft des Volkes schuf er den Roman, um durch ihn in letzter Stunde seine Brüder zu wecken und zu beschwören. Indes bürgt die Rebllichkeit einer Absicht noch nicht für die Richtigkeit der Ausführung, und da zudem diese seltener zu sein pflegt als jene, läßt sich ein Eingehen auf die politische Gedankwelt Grimms, wie sie dem Roman zugrunde liegt, nicht vermeiden.

Diese Klarzustellen verursacht nun einerseits Schwierigkeiten, weil sie mehr aus Gefühl und Leidenschaft denn aus verständigen Erwägungen entsprungen und infolgedessen auch nicht zu Ende gedacht ist und die Gründigkeit im Bau und die organische Geschlossenheit vermissen läßt, welche nötig wären, wenn man sicher mit ihr operieren sollte. Gleichwohl hat man es mit einem ganzen System zu tun, das deutsches Schicksal nach Ursache und Wirkung erklärt und auch etwas wie ein Programm für aktive Politik ausprägt; oder man kann zumindest von einer politischen Lehre, einem ausführlichen

Werte. Die Besprechung, die sich am Dr. Hohers Vortrag angeschlossen, zeigte, daß besonders bei dem Werk von Hans Grimm noch von einer anderen Ebene aus wesentliche Seiten dieses Werkes sich erschließen werden. Den Vortrag dieser Erörterungen werden wir in den „Festen“ in einem weiteren Aufsatz mitteilen und bitten daher, in dem folgenden Versuch, wie der Referent es entsprechend der ihm gestellten Aufgabe selbst andeutet, nicht etwas Abschließendes zu sehen, sondern erst die Einleitung zu einer Aussprache. — Es ist vorausgesetzt, daß der Inhalt dieser Werke, die in den letzten Jahren so vielfach die Öffentlichkeit bewegt haben, bekannt ist oder jedem die Möglichkeit gegeben ist, sich die Werke zum eigenen Lesen zu verschaffen. Die Bucherei-leiter auf dem Lande werden gegebenenfalls durch die Beratungskstellen diese Bücher entliehen können.

Die Schriftleitung

Hans Grimm, Volk ohne Raum, München 1926, Albert Langen. 2 Bände. 1356 S., 20.— M. — John Galsworthy, Die Firsche Saga. Aus dem Englischen von Luise Wolf und Leon Schallit. Berlin / Wien / Leipzig 1925, Paul Zsolnay Verlag. 3 Bände. 1336 S., 8.50 M. — Thomas Mann, Der Zauberberg. Berlin 1924, S. Fischer Verlag. 2 Bände. 1207 S., 16.— M.

Glaubensbekenntnis reden. Und dieses ist anderseits deshalb wieder leichter festzustellen, weil man sich fast durchweg auf die zahllosen Ausführungen des Helden, als des Dichters Sprachrohr, berufen kann.

Grimm geht von der Überzeugung aus, daß der wertvollste und löblichste Stand der Nation der Bauer sei. Der leide freilich längst darunter, daß sein produktiver Grundbesitz nicht mehr teilbar ist. Das Volk, das heißt zunächst die Agrarbevölkerung, hat also keinen Raum. Die überschüssige Bevölkerung ist gezwungen, ihren Erwerb in der Industrie zu suchen. Aber die Industrie ist das Schreckgespenst, das Grimm fürchtet und haßt und von dem er nichts Besseres zu berichten weiß, als daß es den einzelnen verderbe und das Volk verblende. Von ihrer positiven Seite ist keine Rede. Die Industrie, gewissermaßen die innere Überwindung des Raummangels, sieht er im wesentlichen als eine Verirrung an. Die einzig richtige Lösung, welche bislang allerdings noch wenige begriffen hätten, laute: Raum in der Welt für den Deutschen.

Trotzdem Grimm ausdrücklich versichert, keinem Imperialismus zu huldigen, stehen doch seine Gedankengänge der alldeutschen Bewegung nicht fern. Auch billigt er die deutsche Welt- und Kolonialpolitik der Vorkriegszeit und findet sie leblich zu zähm und vorsichtig; denn er selbst hat in Afrika die Notwendigkeit solchen deutschen Raumbstrebens erfahren. Wo der Deutsche hinkommt, da findet er den Raum der Erde schon verteilt. Der Engländer besonders hat sich rechtzeitig Land für seine Volksgenossen gesichert, während ungesunde, verkehrte Führerschaft den Deutschen dies versäumen ließ. Nun sieht man ihn ungern im fremden Raume da ernten, wo er (sein Staat) nicht selbst gesät hat. „Wir müssen aufhören“, mahnt Grimm deshalb, „zu andern zu laufen, wir müssen zu uns selber (in unsere Kolonien) gehen . . . Ansonst wird die Kraft der Erneuerung aus Deutschland abgelenkt und weggezogen.“ Aber selbst das ist nicht mehr möglich, denn inzwischen hat die Welt, beunruhigt durch das Ausdehnungsbedürfnis Deutschlands, dieses getnebelt und auch noch der dürftigen Kolonien beraubt.

Freilich haben, sagt Grimm, an diesem böstischen Niederbruch auch zwei innere Feinde schuld: der Besitz — in seiner Erscheinung als Realpolitik und Wirtschaft —, von dem sehr selten die Rede ist, und vor allem die Sozialdemokratie, gegen die er aufs heftigste polemisiert. Insbesondere tadelt er ihre Internationalität, die von den anderen Völkern kraft ihrer günstigeren Raumposition nur ausgenutzt werde, wo doch gerade der kleine deutsche Mann die nationale Macht zu seinem Fortkommen am nötigsten brauche. Aber die Arbeiterschaft sei verführt gewesen, und durch die Schuld der Sozialdemokratie wäre es gekommen: „das Jahr der Schmach, in dem die lange Saat der marxistischen Lehre und der fremden geistigen Gängelung, die beide seit einem Menschenalter eine wirklich freiheitliche Bewegung im Deutschen

Reiche verhindert hatten, aufging und der deutschen Arbeiterschaft und dem deutschen Volke furchtbares Unheil zu tragen begann, wenn sie es auch beide noch nicht begreifen wollten" usw.

So wurden die Deutschen ein Volk ohne Raum und ohne Macht. Aber in Rücksicht auf ihre Volkszahl, ihre Geschichte und ihren Wert haben sie doch ein Recht auf den Raum, und dies Recht gilt es zu fordern und zu erreichen: „Nach dem verlorenen Kriege haben je fünfzehn Engländer eintaufend Meter im Gebiert zu eigen, und je acht Franzosen haben eintaufend Meter im Gebiert zu eigen, und je sieben Russen haben eintaufend Meter im Gebiert zu eigen, und je sechs Belgier haben eintaufend Meter im Gebiert zu eigen, wie alles verteilt ist, und hundertzweilunddreißig Deutsche müssen sich also mit eintaufend Meter im Gebiert begnügen . . . Welches Recht ist das, daß allein in Europa und ohne den Weltentraum, den sie dazu haben und dahin sie kaum je gehen, sechsunddreißig Millionen Franzosen ein größeres und dazu fruchtbareres Land eignen als zweiundsiebenzig Millionen Deutsche? Welches Recht ist das, daß ein deutsches Kind, wenn es geboren wird, in solche Enge hineingeboren wird, daß es bald nicht weiter kann, daß es bald ein Zänker werden muß, daß, wenn es mit Eigenschaften der Kühnheit geboren wird, es vor lauter Mangel auf den bösen Weg gedrängt wird? Welches Recht ist das, daß die andern — wer von ihnen es will — als Bauern auf Bauernland leben können und daß die Deutschen, wenn sie deutsch bleiben wollen, sich seit Jahren in Werkstätten vermehren müssen? Welches Recht ist das, daß der Engländer, sobald er Mut hat und Fleiß und Tüchtigkeit, den zweiten englischen Raum der Welt jederzeit vor sich hat, um das Glück für sich und seine Kinder zu wenden, und der Deutsche nichts als die deutsche Enge, darin Verbesserung des einen nur mehr zu haben ist um die Verschlechterung des andern? Welches Recht ist das? Ist das Menschenrecht oder ist das Gottesrecht oder nur ein faules, gemeines, ererbtes dummes Unrecht?“ „Nein“, sagt Friebott-Grimm, „die Erde muß endlich neu verteilt werden nach Zahl und Leistungsfähigkeit und außerhalb des Zufalls.“

Auf einer anderen Ebene liegt das Grunderlebnis der „Forshyte Saga“. Um Mißverständnissen zu begegnen: hier ist nicht das erste, gleichsam historische Uterlebnis des Dichters, das ihn zum Werke anregte, gemeint und auch nicht das psychologische, aus dem man den Schaffensprozeß erklären könnte, sondern das ideelle Uterlebnis, gleichviel, an welchem Punkte und in welchem Grade es dem Schöpfer selbst bewußt geworden ist. Jedenfalls ist es dasjenige, das wie ein geheimes Kristallisationsgesetz Grenzen und Gestalt der Dichtung bestimmt. Bei Grimm war es ganz ostentativ die politische These. Galsworthy hat es in der Dichtung viel weiter aufgelöst, wenn man auch nicht gerade

das Wortwort braucht, um es aufzufinden. Aus der erlebten Inkongruenz zwischen mangelhaftem Sein und erlößender Notwendigkeit entsprang Grimms Forderung. Aber Balstworth ist weit weniger aktiv und daher auch objektiver; er nimmt die gegebene Wirklichkeit als das, was sie ist: Leben, und er ist wohl der Meinung, daß es nicht von außen zu bewegen sei, sondern seine Befehle und Schicksale in sich trage. Diese Wirklichkeit also ist die Sippe der Forsythes, die repräsentative Klasse der englischen Nation, ihr wohlhabendes Bürgertum. Man trifft indes nicht das Richtige, wenn man die Saga eine Geschichte der Forsythes nennen wollte, sie ist allenfalls ihre innere Geschichte, aber belletrische keine Chronik. Anders gesagt: Balstworths Einstellung ist weder politisch noch eigentlich historisch, sie ist in erster Linie soziologisch. Er geht darauf aus, eine bestimmte menschliche Gesellschaft in dem vollen Umfange ihrer Erscheinungsformen zu ergreifen. Ganz deutlich ist das in den Repliken des Autors und mancher Figuren zu erkennen. Ja, zahlreiche Kapitelanfänge machen den Eindruck kleiner soziologischer Abhandlungen über die Forsythes.¹

Die Vertreter der Forsythes, mit welchen sich die Saga am meisten und, wie es scheint, auch am liebsten beschäftigt, gehören dem Victorianischen Zeitalter an. In dieses fällt auch der Höhepunkt des Geschlechtes, doch fehlen nicht seine noch lebenden Glieder. Mit jeder neuen Generation machen die Forsythes, so treu sie ihrer eigentlichen Stammnatur bleiben, eine neue Wandlung durch. Aus dem Pächter wird ein Baumeister, aus diesem ein Händler, Anwalt usw. Aber die Schilderung dieser äußeren Metamorphosen samt allen ihren Variationen und Ausfällen wollte wenig besagen ohne die der inneren, an welcher eben der Dichter seine Lust findet. Nichts ist in dieser poetischen Soziologie vergessen: Essen, Wohnung, Kleider, Manieren so wenig wie das geheime innere Leben ihres Kopfes und Herzens, ihr Ethos und ihre Psychologie. Der Grundzug des Forsytheismus ist nun: Sinn für Besitz, wogegen ihnen die Kraft abgeht, sich jemals einer Sache mit Leib und Seele hinzugeben. „Ein Forsythe schaut die Dinge vom praktischen Standpunkt an — man möchte sagen, mit gesundem Menschenverstand.“ „Er weiß, was gut ist, weiß, was sicher ist, und sein Festhalten am Besitz — ganz gleich, ob es sich um Frauen, Häuser, Geld oder Ruf handelt — ist seine Zukunftsmarkte.“ Insofern ist er der Typus des Engländers. Gerade dieser Umstand ist für die Bewertung der Saga als Zeitroman äußerst bedeutsam. Die Forsythes sind „halb England, und die bessere Hälfte, die gesicherte Hälfte sogar, die Drei-Prozent-Hälfte, die ausschlaggebende Hälfte. Es ist ihr Reichtum und ihre Sicherheit, die alles möglich machen; die ihre Kunst, die Literatur, Wissenschaft, selbst Religion möglich machen. Ohne Forsythes, die an nichts

¹ Man lese daraufhin das erste Kapitel des zweiten Bandes („In Fesseln“) aufmerksam nach.

von diesen Dingen glauben, sie aber nutzbar machen, wo würden wir alle sein? . . . Die Forsytes sind die Vermittler, die Geschäftsleute, die Pfeiler der Gesellschaft, die Ecksteine der Konvention, alles was bewundernswert ist!" „Schlecht gerechnet sind drei Viertel unserer Akademiker, sieben Achtel unserer Romanschreiber und ein großer Teil der Presse Forsytes. Von der Wissenschaft kann ich nicht reden; aber sie sind großartig in der Religion vertreten; im Unterhaus vielleicht zahlreicher als sonstwo." So sehr hängt der Forsyte vom Besitz ab, daß er ohne diesen nahezu nichts ist. Baldstworth meint, ohne ihr „Behäuf", d. h. ohne ihre äußeren Lebensumstände, ihr Vermögen, ihre Bekannten und Frauen wären sie überhaupt nicht zu erkennen, ja, sind sie gar nicht denkbar. Darum zeigt er wohl im Roman so viel von diesem Behäuf, und die Placereien, welche die Forsytes damit haben, machen keinen unwesentlichen Teil der Dichtung aus. Doch bevor von dieser selbst die Rede sein soll, muß erst noch der „Zauberberg" in die Betrachtung einbezogen sein.

Eine kleine Zwischenbetrachtung sei hier eingeschaltet. Jemand wirft vielleicht die Frage auf, warum denn die erwähnten Themen des „Volk ohne Raum" und der „Forsyte Saga" nicht einfach abgehandelt werden; denn die Möglichkeit, das eine in einer politischen, das andere in einer soziologischen Stube durchzuführen, ist nicht zu leugnen. Wozu also Dichtung? Beherrscht der Autor etwa die zu jener anderen Form nötige Methode nicht, oder was hält ihn sonst davon ab? Ja, jene Darstellungsform ist ihm in einem hohen Sinne versagt, wenn er sie gleich wirklich anzuwenden vermöchte: sie ist dem Dichter nicht gemäß. Gleichviel welcher Art das Erlebnis ist, sein Mittel, es Früchte tragen zu lassen, ist das Phantasiegebilde, die Dichtung. Er begnügt sich nicht an dem persönlichen Eindruck des Erlebnisses, erklärt es nicht einseitig durch den kritischen Verstand, aber er schafft es ein zweites Mal, er organisiert es um, er verdichtet es zu einer dauerhaften, bleibenden, dem Leben verbundenen Erscheinung. Darauf kommt es an. Der Leser, der vielleicht demselben Stoffe, wenn er ihn in Wirklichkeit erlebte, hilflos oder voreingenommen gegenüberstände, in der Dichtung vermag er ihn zu übersehen, Abstand zu gewinnen, und er findet auch die Brücke geschlagen, ihn im Innersten zu ergreifen, wenn anders er nicht das Buch als ein Surrogat des Lebens verschlingt. Was aber der Dichtung den Vorzug vor der wissenschaftlichen Verarbeitung gibt, ist der Umstand, daß ihr Objekt von der geistig-seelischen Ganzheit des Lesers ergriffen wird, von seinen Sinnen sowohl, wie von seinem Gemüte und Verstande, daß die Seele auch im Unaussprechlichen bewegt und auf eine Weise erschüttelt wird, welche eben überhaupt nur im Bereiche der Kunst möglich ist. Daß den Leser hierbei auch Gefahren bedrohen, darf freilich nicht übersehen werden, und wir werden wohl gezwungen sein, auf diesen Umstand noch einmal zurückzukommen.

Vorläufig soll diese Exkursion dazu beitragen, den etwas verborgenen Zugang zum „Zauberberg“ aufzuspüren. Der Autor ist äußerst vorsichtig in Andeutungen über den Sinn seiner Geschichte. Man kann sich direkt eigentlich nur auf den „Vorsatz“ (Einleitung) und die Schlußbemerkung berufen. Es heißt: „Lebe wohl, Hans Castorp, des Lebens treuherziges Sorgentkind! Deine Geschichte ist aus . . . sie war weder kurzweilig noch langweilig, es war eine hermetische Geschichte. Wir haben sie erzählt um ihretwillen, nicht deinet halben, denn du warst simpel.“ Demnach hätten wir den Sinn der Geschichte nicht im Heiden zu suchen, der ja gar kein Heid ist. Oder was ist an ihm, dem gebildeten Durchschnittsmenschen, der alles harmlos findet, an dem etwas feigen und duckmäuserischen Zivillisten, der es auf seine Weise gleichwohl hinter den Ohren hat, an dieser lässigen, energielosen, beeinflussbaren und beinahe haltlosen Figur? Einen „Bildungsreisenden“ nennt ihn der Autor oder auch einen „ansprechenden jungen Mann“; und vermutlich wird er dem Leser noch weniger sympathisch erscheinen als dem Erzeuger. Kein bedeutender Zug zeichnet Castorp aus, weder zum Positiven, noch zum Negativen. Auch läßt er sich nicht als charakteristischer Vertreter seiner Klasse oder des Deutschen ansprechen; er ist es ja viel weniger als sein Vetter Joachim oder der Hofrat Behrens. Im Gegenteil scheint des Dichters Absicht darauf hinauszulaufen, das Typische tunlichst auszuschließen; denn er nimmt den jungen Menschen aus seinem gegebenen Lebenskreis heraus, isoliert ihn in die Höhe, ins Lungen-sanatorium, auf den Zauberberg, gleichsam in eine experimentell günstige Situation. Beachtet man zudem die fortgesetzten Versuche, die Zeit bei allen Gelegenheiten zu relativieren, das Zeitmaß — wenn es auch nicht auszuschalten geht — bis zur Untüchtigkeit herabzudrücken, so läßt sich wohl erkennen, daß Zeit und Ort des „Zauberberges“ nur Versuchserscheinungen sind. Und das will wohl die „hermetische“ Geschichte besagen.

Das Problem selbst, um das es sich hierbei handelt, deutet die Einleitung wenigstens an: „Die hochgradige Verstofftheit unserer Geschichte rührt daher, daß sie vor einer gewissen, Leben und Bewußtsein tief zerklüftenden Wende und Grenze spielt . . . Sie spielt . . . in den alten Tagen, der Welt vor dem Kriege, mit dessen Beginn so vieles begann, was zu beginnen wohl kaum schon aufgehört hat.“ Der Roman schließt auch bezeichnenderweise mit einem Kriegsbilde. „Zudem könnte es sein, daß die unsrige (Geschichte) mit dem Märchen auch sonst, ihrer inneren Natur nach, das eine oder andre zu schaffen hat.“ Das kann nur heißen, daß nicht das reale Geschehen das wichtigere in dem Roman ist, sondern das Bedeutung tragende, das symbolische. Und so hätten wir es mit einer Geschichte zu tun, die, obzwar wirkliches Geschehen, überpersönlichen Sinn und Gehalt trägt und die geistige Situation vor dem Kriege betrifft.

Das Grunderlebnis Thomas Manns, um es den beiden anderen noch gegenüberzustellen, ist also geistiger Natur. Vielleicht entsprang es der Erschütterung, als die Geister der Vortriebszeit sich in das blutige Schicksal verstrickt sahen. Jedenfalls träfe der Abscheu, den jemand bei der Vorführung der unendlichen Details aus der Krankengeschichte Eastrops empfinden kann, nicht das Wesentliche des „Zauberberges“, vielmehr liegt dieser Technik die freilich gewagte Absicht des Autors zugrunde, den Leser selbst gewissermaßen zu infizieren und in das Stadium der Krankheit zu bringen, ihn aus aller gewohnten Gebundenheit zu lösen, ihn in die gleiche hermeltische Situation zu versetzen wie die Hauptfigur, damit keinerlei Vorurteil am Verständnis der Geschehnisse hindere.

Betrachten wir nun den „Zauberberg“ als symbolische Dichtung, so sei auch gleich eingestanden, daß wir damit schwankenden Boden betreten. Die Deutung ist dem Leser überlassen. Wer hindert ihn an Mißverständnissen? Wer scheidet ihm das vermischte Reale und Symbolische voneinander? Wer zwingt ihn, das allein berechnigte Maß der Deutung einzuhalten? Bedenkt man indes, daß es sich immerhin um eine lebendige Geschichte handelt, so wird man schließlich den rechten Weg nicht verfehlen. Denn es kann unmöglich in der Absicht des Dichters liegen, daß alles ausgedeutet werde, sondern es wird so sein, daß die Bedeutung, die den Leser bei dieser oder jener Stelle der Lektüre überkommt, in ihm und nicht in allen Einzelheiten der Handlung weiterspinnt. In diesem Sinne will auch das Folgende nur als ein Versuch gelten, ohne daß den sachlichen Ergebnissen viel Gewicht zukommen soll.

Indem ich das Schicksal des Helden, der keiner ist, noch einmal durchause, und indem ich ihn erkenne als das wahre „Sorgentind des Lebens“, ohne besonderen Inhalt und ohne bestimmte Haltung, inaktiv und allen Einwirkungen zugänglich, erscheint mir in ihm das große passive Prinzip der Menschheit. Es gibt Zahllose, die man ebenfogat an Hans Eastrops Stelle rücken dürfte, wenngleich dieser für das Experiment, welches der Dichter mit ihm anstellt, individuell prädisponiert ist. Was Eastrorp — wie die große geistig unselbständige, aber auch nicht gebundene Masse — im Verlauf der Geschichte ist oder vielmehr wird, dringt mehr von außen in ihn als aus ihm heraus. Er ist nicht der Herr seines Seins, sondern unterliegt der Wirkungskraft stärkerer Geister, und seine Seele stellt — wie die Menschheit — nur das Kampffeld vor. Die vier Vertreter der vier geistigen Mächte aber, die um ihn ringen und denen er im hermeltischen und pädagogischen Bezirke des Zauberbergs, und zwar in summa, ausgeliefert ist, wie es seinesgleichen unter den gewöhnlichen Lebensbedingungen niemals geschehen könnte, sind: Madame Chauchat, Settembrini, Naphta und Peepertorn.

Madame Chauchats Einfluß ist Verlockung. Sinnliche, leidenschaftliche, unkontrollierbare Bewegungen gehen von ihr aus. An ihr haftet der Reiz der Freiheit, Uferlosigkeit, Auflösung, Sünde. Sie ist der Osten. In dem großen Gespräch am Ende des ersten Bandes sagt die Frau selbst zu Eastorp: „Il nous semble qu'il est plus moral de se perdre et même de se laisser dépérir que de se conserver. Les grands moralistes n'étaient point de vertueux, mais des aventuriers dans le mal, des vicieux, des grands pécheurs qui nous enseignent à nous incliner chrétiennement devant la misère.“¹ Unter dem Eindruck dieser Frau kommt Eastorp zu seiner tauschartigen Beschäftigung mit den anthropologischen und biologischen Dingen, zu seiner philosophischen Betrachtung über Körperlichkeit und Materie. Ein Röntgenbild wird sein Fetisch!

Gegen eine solche Macht kann der Humanist Settembrini nicht direkt ankämpfen, denn sie liegt außerhalb seiner Sphäre. Vor ihr warnen ist alles, was er vermag. Hingegen tritt er sofort in Aktion, sowie eine ebenbürtige Macht auftaucht, und eine solche ist Naphtha. Der Gegensatz dieser beiden Männer verdeutlicht den uralten und überlieferten Dualismus unserer europäischen Kultur: die mit der Renaissance wieder hervorgetretene Antike, ein areligiöses, diesseitig gerichtetes, humanes Heidentum mit dem letzten Ziel: *écrasez l'infâme*, nämlich die Metaphysik als das Böse — und das mythische, transzendente, asketische Christentum mit dem letzten Ziel: *écrasez l'infâme*, nämlich die Materie. Mit einer gewissen Überspitzung werden die beiden Reiche einander gegenübergestellt. Als Vertreter des einen Settembrini der Freimaurer, der Zugenbarr, der Mann des Fortschritts, der Rhetorik, der schönen Literatur. Seine Ideale sind: Zugend, Gesundheit, Natur, Vernunft, Mäßigung, Vaterland, Demokratie. Sein Bestreben geht nach Selbstverbesserung der Menschheit auf gesellschaftlichem Wege, Errichtung der bürgerlichen Weltrepublik. Sein Zeichen ist das Stehpult und der darauf liegende Band der Enzyklopädie. Als Abgesandter des anderen dagegen der Jesuit, der geborene Jude Naphtha, der Verächter von Natur, Vernunft, Wissenschaft. Er lehrt die Ungöttlichkeit des Staates, heißt die Vaterlandsliebe eine Pest, läßt allein den Glauben als Organ der Erkenntnis gelten und preist Armut, Leiden und ewige Revolution. Sein höchstes Ideal: ein hierarchischer Kosmopolitismus oder vielleicht doch religiöser Nihilismus. (Daß sich alles dies nicht mit der Lehre der Kirche deckt, versteht sich von selbst.) Naphthas Zeichen ist die Pietà aus dem 14. Jahrhundert.

¹ „Uns scheint, daß es viel stiller ist, sich zu verlieren und sogar untergehen zu lassen, als sich zu erhalten. Die großen Moralisten waren durchaus keine Zugenhelden, sondern große Abenteurer des Bösen, Lasterhafte und große Sünder, welche lehrten, wie wir uns christlich vor dem Elend beugen sollten.“

Für so feindliche Prinzipien gibt es weder Versöhnung noch Übereinkommen; die Entscheidung zwischen ihnen wird nur durch Taten gefällt. „Ihre frömmelnde Angst um den scholastischen Begriffsstaat der Jakobiner-Revolution“, ruft Naphta bei der letzten Auseinandersetzung dem Gegner zu, „sieht in meiner Art, die Jugend zweifeln zu lassen, die Kategorien über den Haufen zu werfen und die Ideen ihrer akademischen Tugendwürde zu berauben, ein pädagogisches Verbrechen. Diese Angst ist nur allzu berechtigt, denn es ist geschehen um Ihre Humanität . . . Sie ist schon heute nur noch ein Jopf, eine klassizistische Abgeschmacktheit, ein geistiges Ennui, das Sähntampf erzeugt, und mit dem aufzuräumen die neue, unsere Revolution, mein Herr, sich anschickt. Wenn wir als Erzieher den Zweifel stiften, tiefer, als Eure modeste Aufgeklärtheit sich je hat träumen lassen, so wissen wir wohl, was wir tun. Nur aus der radikalen Steppe, dem moralischen Chaos geht das Unbedingte hervor, der heilige Terror, dessen die Zeit bedarf.“ Und dann duellieren sich die beiden Männer.

Die denkwürdigste Erfindung des ganzen Romans ist vielleicht der vierte Repräsentant, der geheimnisvolle Mynheer Peepertorn, eine „Persönlichkeit“, ein „Mann von Format“, wie er gewöhnlich gekennzeichnet wird. Ihn ideell zu deuten, ist darum gewagt, weil er kein System hinter sich hat. Sehr wohl hat der Autor diese mythische Gestalt mit Madame Chauchat in Verbindung gebracht. Die „Geistigkeit“ dieses gegen Geist und Wort so abgeneigten, körperlichen, irdenspraktischen Mannes richtet sich auf das Ungeistige. Er nennt sich einmal das Hochzeitsorgan Gottes und belehrt Hans Castorp, das Leben sei ein hingesperrtes Weib, das in herrlicher, höhnischer Herausforderung unsere höchste Inständigkeit, alle Männlichkeit beanspruche. Und kein größerer Schrecken ist ihm erfindlich als das Versagen der Manneslust, die „Niederlage des Gefühls vor dem Leben“, die „Unzulänglichkeit, für die es keine Gnade, kein Mitleid und keine Würde gibt“. In Raub und Genuß erfüllt sich der Lebenssinn dieses Menschen, und zwar im Genuß des Einfachen und Ursprünglichen als eines besonderen barbarischen Raffinements. Mag nun auch viel Kraftmeierei und Mystifikation im Spiele sein, im wesentlichen stellt diese Figur eine dem Europäer unsagbare Lebensform vor. Und vertritt Madame Chauchat den Osten, so repräsentiert Peepertorn, scheint mir, so etwas wie die Vitalität des Kolonialismus, eine Mischung von Amerikanertum und Egotik.

Es kann nun nicht anders sein, als daß diese vier Figuren um Hans Castorp die Hauptlinien der Romantkomposition führen, und die fünfstimmige Durchführung des Themas gibt tatsächlich Beweis von der hohen Virtuosität Manns. Ohne indes hierauf näher einzugehen, soll noch die Schlüsselauflösung beachtet sein. Liegt der höhere Sinn der Geschichte in dem Streik von Vernunft, Glaube, Sünde und Genuß um Castorps Seele oder in dem

Kampf zwischen Aufklärung (Humanität), Religion, Nihilismus und Materialismus um den Menschen, so bleibt der Endeffekt gleich Null. Zwar ist Eastorp allen Einwirkungen zugänglich und nimmt von jeder Seite sein Teil mit einer gewissen Betrübnis an, aber im Grunde heben sich die widersprechenden Kräfte in ihm auf, lähmen und entnerven ihn, so daß er lässig sein Schicksal laufen läßt wie die Welt das ihrige. Trotz aller Erlebnisse und Steigerungen ist Eastorps Seele zuletzt leerer als im Anfang. Es kommt der Stumpf sinn, das tote Leben. Man wendet sich dem Spiritismus zu, man beschwört gleichsam das Verhängnis herauf: der tote Joachim erscheint in Felduniform und Stahlhelm. Bis in die hysterische Vereiztheit und völlige Nachlässigkeit hinein der Donnerschlag des Weltkrieges prasselt, erlösend, entzaubernd, befreiend. Woraus? Aus dem kranken Zauberberg, in den wir verzaubert waren. Thomas Mann nennt ihn an dieser Stelle das einzige Mal den „Sündenberg“.

Einen verstoßenen Ausblick gewährt der Dichter immerhin durch die thematische Behandlung des Todes. Der Tod, Sektembrinis Feind, Naphthas Lust, er ist für Hans Eastorp ein Durchgang, aus dem, wie der Autor selbst am Ende hofft, einmal die Liebe steigen wird. Diesen tiefen Sinn verkörpert das Lied vom Lindenbaum, welches Eastorp auf dem Kampfgelände noch einmal vor sich hinstellt. Und vielleicht meint der Dichter mit dem Liebes seinen allerinnigsten Glauben an eine — deutsche Botschaft.¹

Wie immer man nun den „Zauberberg“ beurteilen mag, an der Größe der Absicht ist nicht zu zweifeln. Ob er freilich mehr als ein Versuch, mehr als ein artistisches Meisterstück ist, sei noch dahingestellt. Im Vergleich mit Dostojewski (etwa dem „Idioten“ oder den „Aufzeichnungen aus einem Totenhause“) dürfte Manns Begrenzung freilich offenbar werden. Idee und Leben wahrhaftig zwingend und ergreifend ineinander zu verwickeln, dazu gehört Größeres als höchste Intelligenz und literarische Gewandtheit, dazu gehört tiefe Gläubigkeit, Inbrunst, bedingungslose Hingabe und innerste leidenschaftliche und poetische Lebensnähe, und das sind Qualitäten, welche Thomas Mann nicht hat.

II.

Neben dem „Zauberberg“, auf dessen Komposition schon oben hingewiesen ist, erscheint die „Forsthe Saga“ geradezu einfach. Nicht nur, daß sie im Bereiche greifbarer und ohne weiteres verständlicher Tatsachen spielt, auch ihre Struktur unterliegt einem viel einfacheren Baugesetz. Das Thema bildet sich unmittelbar aus dem Stoffe heraus. Dem Besitzstreben, als dem Hauptzuge der Forsthes, widersprechen sich Schönheit und Leidenschaft in persönlichem Freiheitsdrang, und so sie in die

¹ Vergl. Bd. II, S. 521–523.

Welt des Besitzes eindringen, entstehen Konflikte und Verteidigungen. Dieser Gegensatz zieht sich in simpler und doch starker Zweistimmigkeit durch den ganzen Roman und wird von den verschiedenen Figuren immer wieder neu aufgenommen. Vorerst von den drei wichtigsten Paaren: June-Bosinneh, Soames-Irene, Fleur-Jon. Die Hauptgegensätze, aufs tiefste herausgearbeitet, vertreten natürlich Soames und Irene, wahrhaftige Meisterfiguren des Dichters. In ihnen hat er auch den Konflikt der Gegensätze zur stärksten Form gebracht. Soames, im Bewußtsein seines Besitzrechtes, behandelt den Menschen, die Schönheit, die Frau, wie der Herr die Regentkabin. Diese Thematik kehrt, schwächer, in den mannigfachsten Abarten und Variationen bei allen Generationen und Verwandtschaftsgraden der Forsytes immer wieder. Und da das Thema, dem menschlichen Wesen gleichsam von Natur beigegeben, in jeder Figur und in jeder Situation wieder erregt werden kann, so ist auch die wuchernde, weitläufige Tendenz der Komposition ersichtlich. Den drei hier besprochenen Bänden geht bereits einer voraus und zwei weitere sind gefolgt.¹

Dennoch ist der Bau des einzelnen Buches keineswegs formlos. Er hält sich im Gegenteil durchaus an die Tradition, in welcher der Gesellschaftsroman des 19. Jahrhunderts geschrieben ist. In erster Linie an die englische, doch kann man auch leicht Fontanes „Eccle“ oder „Stechlin“ neben einen Band der „Forsyte Saga“ stellen, man kann auf Balzac zurückgehen, man kann aber sogar in der Gegenwart bleiben und die banalsten Epigonen jener Kunstform zum Vergleich heranziehen, etwa die Courts-Mahler. Welcher Unterschied besteht zwischen ihr und Balzworthy? Besser ist zu fragen, wie es möglich ist, daß eine große Leserschaft so viel Wohlgefallen an den Romanen der Courts-Mahler finden kann, ja, anscheinend dasselbe Wohlgefallen, das der Leser der „Forsyte Saga“ bei seiner Lektüre findet. Weil sie ein Thema setzt und durchführt, das immer menschliches Interesse erweckt: Besitz und Liebe. Weil sie es zweistimmig — allerdings in plumpen Kontrasten, schwarz-weiß — durchführt, weil sie der Entwicklung Hindernisse entgegenstellt, dadurch Spannung erzeugt und diese am Schluß durch harmonische Auflösung befriedigt, kurz, weil sie die Technik des Gesellschaftsromans sehr wohl beherrscht. Es ist auch durchaus vorstellbar, daß ein Band der „Forsyte Saga“, auf sein Gerippe reduziert und dann in die Hand jener Schriftstellerin gegeben, von ihr zu einem Roman ausgeschrieben würde, der durchaus in die Reihe ihrer anderen paßte. Man braucht den Vorschlag nicht gerade ernsthaft zu nehmen, er soll nur die Tatsache erläutern, daß das Interesse des Lesers, ohne daß er darum zu wissen braucht, von der Form der Lektüre noch stärker bestimmt wird als

¹ „Der weiße Affe.“ „Der silberne Kessel.“

vom Stoffe. Zum anderen soll freilich auch dargetan werden, daß die Frage des literarischen Wertes vorwiegend eine Qualitätsfrage ist. Denn erst vermöge der Kraft der Durchbringung, der Feinheit seiner Empfindung, der Wahrheit seiner Charakteristik und aller seiner poetischen und menschlichen Vorzüge erhebt sich Balstworthy so hoch über die Courts-Mahler. Die Romane beider gleichen einander wie ein in Gold gefaßter Rubin einer in Messing gefaßten Glasimitation; doch sind beides Ringe. Aufgabe der literarischen Volkserziehung wäre demnach, wenn hieraus eine Folgerung erlaubt ist, in erster Linie nicht Erziehung zu anderen (etwa schwierigeren oder höheren) Kunstformen, sondern zu echten Werten innerhalb der dem Leser persönlich gemäßen Kunstform.

In dem Augenblick, da wir uns jetzt wieder zu „Volk ohne Raum“ zurückwenden, wird uns klar, wie monströs dieser Roman ist. Der „Zauberberg“ gleicht in seiner Anlage einem symmetrisch abgerundeten zentralen Bau, gestützt von vier Ecktürmen und geordnet um eine fast leere Achse. Die „Forchte Saga“ ähnelt dagegen einer Schloßanlage, die von verschiedenen selbstständigen Flügeln gebildet wird, welche indes, nach gleichen Grundrissen gebaut, einen harmonischen Gesamteindruck ergeben. „Volk ohne Raum“ hat die Architektur einer in dreierlei Bauweisen errichteten Häuserzeile. Das ist so gemeint. Der Held bedeutet in diesem Roman alles, aber er wird in drei verschiedene Kompositionsprinzipien eingespannt. Das erste gilt dem Verlauf seines Lebens, und insofern enthält „Volk ohne Raum“ eine Lebensgeschichte (doch kaum einen Entwicklungsroman). Das zweite und ganz homogene Prinzip ist das der räumlichen Stoffanordnung. In diesem Sinne haben wir es mit einem Reises, Abenteuer- und Ansiedlerroman zu tun. Beide Prinzipien haben lineare Tendenz, sie reihen den Stoff aneinander, wie man Perlen an eine Schnur reiht, und keine Perle hat eine feste Beziehung zur anderen, außer eben durch die Schnur. Zum dritten ist schließlich „Volk ohne Raum“ ein heroischer Tendenzroman. Er illustriert und propagiert ein politisches Thema, und zwar wiederum vorwiegend durch den Helden Friebott. Eine eigentliche Gegenbewegung oder Kontrastsetzung geschieht dabei nicht. Der Sozialist Martin Wessel ist nur eine Parallele. Die beiden sind Freunde, berühren sich in der Handlung, aber sie wirken nicht gegeneinander. Und also enthüllt sich der Roman zwar als ein dreifältiger, aber dennoch von einfacher Stimmführung.

Lebensgeschichte ist vorzüglich der erste der vier Teile, die Jugendgeschichte Cornelius Friebotts bis zu seiner Auswanderung. Späterhin setzt sich die Entwicklung wohl fort, doch schwach und meist in Rücksicht auf das politische Thema. Nur Cornelius' Verhältnis zu Isabeth, Carlotta Prinsloo und der jungen Mefene zählen noch mit. Die Reises- und Abenteuergeschichte beginnt

erstmalig mit dem Marinedienst Friebootts, dann endgültig im Kapland und hält bis zur Heimkehr fort. Hier liegt Grimms Stärke. Unter den zahlreichen Perlen, um auf den vorigen Vergleich zurückzukommen, fallen eine Anzahl zweifellos echte und wertvolle auf, z. B. die Geschichte von den beiden Wilderern, die Vision von dem alten Buren, die Episode Karfunkelstein, das Jöhl mit Carlotta Prinsloo, der Erdert-Zug, die prächtige Geschichte von Röschs Diamantenfund und noch andere. Freilich sind auch welche dabei, deren Echtheit zweifelhaft erscheint: der sentimentale Tanz von Cornelius und Melsene, der Herr Jesus im Reinhardtswald und noch mehr. Vielleicht geht aber schon aus den angeführten Beispielen hervor, daß Grimms dichterische Begabung vorwiegend in der einzelnen Erzählung, in der Schilderung der Begebenheiten liegt. Zum Roman hat ihn wahrscheinlich erst die Tendenz geführt. Gewiß bestimmt sie Friebootts Schicksal, insofern dieses beispielhaft zeigen soll, daß wir ein Volk ohne Raum in der Welt sind, daß uns die Welt, unserem Raumberlangen zum Troh, beinahe verschlossen ist; und gegen diese Tendenz in der Handlung ist nichts einzuwenden. Allein damit begnügt sich ja Grimm nicht. Er hat sie zur Ideologie entwickelt, und diese debattierend und propagierend, läßt er Gegenstand und Geschehnis an den passenden und oft auch an den unpassenden Stellen überwuchern. Ein großer Teil des Romans wird von politischen Gesprächen eingenommen, gegen Ende erstickt die Handlung völlig darin. Das ist eine formale Schwäche des Romans, welche sich durch die redliche Absicht des Autors nicht ganz entschuldigen läßt. Der Tendenzroman hat sein Recht, er kann unter Umständen höheren wirklichen Wert besitzen als ein tendenzfreier von letzter Vollendung. Aber man darf auch verlangen, daß er sein Mittel nicht mißbraucht, oder der Autor sollte die Dichtung aufgeben und durch politische Rede und Schrift wirken. Freilich macht den genannten formalen Mangel erst ein anderer Umstand bedenklich, wovon gleich zu reden sein wird.

III.

Wir haben jetzt, indem wir die Romane ein drittes Mal betrachten, an den Leser zu denken. Die hohe Auflagenziffer braucht nach dem bisher Gesagten keiner weiteren Erklärung. Dagegen wird es Zeit, die viel wichtigere Frage nach der Wirkung zu stellen, welche die Bücher ausüben. An welche Seiten, Regungen, Kräfte des Lesers wenden sich die drei Werke? Denn darnach werden die Früchte sein, welche sie tragen.

Was „Volk ohne Raum“ betrifft, so muß der Beantwortung der Frage eine Kritik der Grimmschen Ideologie unbedingt vorausgehen. Eine vollständige Auseinandersetzung sprengte allerdings den Rahmen dieses Versuchs, aber sie wäre auch an sich sehr schwierig durchzuführen, weil wir immerhin eine Dichtung vor uns haben. Das Unsystematische der Darbietungen wurde

ja schon eingangs festgestellt. Somit kann es sich hier nur darum handeln, auf einiges Fragwürdiges in Grimms politischer Theorie und Einstellung hinzuweisen, ohne auf Einzelheiten und Unwichtiges einzugehen.

Man kann nicht behaupten, daß Grimm die Industrie völlig ablehne, aber er sieht sie zweifellos als das größere Übel, er sieht die Industrialisierung als den fortschreitenden Ertränkungsprozeß des deutschen Volkes an. Wenn der Bauernsohn Cornelius Friebott das Tischlerhandwerk erlernt, Steinbrucharbeiter und Bergmann wird, durchläuft er in kurzem die typischsten Betriebsformen — und flieht dann in die afrikanische Weite. So deprimierend für ihn auch seine Erfahrungen in der Industrie sind, so beweisen sie doch noch nicht die Verwerflichkeit der Industrie an sich, sondern nur die Tatsache, daß — wie die Wirtschaftsform der Nation — auch die Lebensform der arbeitenden Schicht die Krisis einer Umbildung durchlebt, und daß der einzelne aus der bäuerlichen oder kleinstädtischen Lebensform schwerlich direkt in die des Arbeiters übergehen kann. Ob nun diese im ersten Beginn, unfertig, voller Sehnsucht ist, um ihren Wert und ihre Gestalt noch ringt und vielleicht erst von späteren Generationen vollendet werden kann, danach sucht und fragt freilich Grimm nicht. Und ebenso wenig fühlt er, daß die kollektivistische, solidarische Haltung der Arbeiterschaft sittliche Wurzeln hat; sonst würde er den Sozialismus, wie kritikbedürftig er immer sein mag, nicht so völlig verkannt haben. Friebott ist reiner Individualist, „Eingelänger“. Seine persönliche Sehnsucht ist gestillt, nachdem er in Afrika Teilhaber eines handwerklichen Unternehmens und Farmer (auch als solcher Unternehmer mit schwarzen Arbeitern) geworden ist.

Nun kommt gewiß dem angeschnittenen sozialen Problem, von dessen Lösung wir wohl noch weit entfernt sind, die höchste Bedeutung in betreff des leiblichen und geistigen Lebens der Nation wie des einzelnen zu. Um so genauer muß aber auch die Behauptung geprüft werden, daß das Problem durch die einfache These „Raum“ so klarlich zu lösen sei. Zunächst ist dies in einem viel höheren Grade eine patriotische als eine soziale Lösung. Das beweist das Beispiel Englands. Trotz des großen Kolonialbesitzes befindet sich die mutterländische Arbeiterschaft in derselben Situation, in der sich die deutsche auch befindet. Allerdings findet der Engländer in seinen Kolonien eine bessere Möglichkeit zu Fortkommen und sozialem Aufstieg als ein Ausländer, und er geht seinem Volkstum nicht verloren. Und da Land Produktivmittel ist, wird die wirtschaftliche und politische Macht des Mutterlandes gestärkt. Dies ist wahr und gälte sinngemäß für Deutschland. Allein eine Lösung der sozialen und kulturellen Frage ist damit nicht gegeben. China lehrt ferner, wozu Überbevölkerung ohne Industrialisierung führt. Norwegen ist trotz geringer Bevölkerungsichte ein Auswandererland. Ja, eigentlich leiden fast alle Länder Europas mehr oder weniger an Übers-

völkering. Wenn nun Grimm vorschlägt, die Landfläche der Erde nach Stärke und Leistungsfähigkeit der Nationen neu zu verteilen, also im großen zu sozialisieren, wie soll das möglich sein, ohne daß die Nationen vorher gelernt hätten, in sich sozial zu denken? Aber auch ganz abgesehen davon, wie Grimms Vorschlag praktisch durchführbar sei, sein tieferer Mangel bleibt der, daß er glaubt, die Krise des deutschen Volkes und Wesens sei so oberflächlich und durch ein so äußerliches Mittel bereits zu beheben. „Raum“ gehört zur Lebensforderung des deutschen Volkes, wie Brot zu der des Leibes, und Grimms großes und unleugbares Verdienst besteht darin, daß er die kritische Situation mit aller Kraft ins Bewußtsein bringt. Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Und Raum allein kann uns, ohne die nötige Wiedergeburt, nicht retten — oder soll man glauben, daß diese sich mit dem Raum automatisch einfindet?

Ich meine darum auch, daß der Wert des Romans höher wäre, hätte es Grimm bei der einbringlichen Gestaltung des Problems betonen lassen. Die Gedanken über Notwendigkeit und Art der Lösung würden das aktive Interesse des Lesers von ganz allein und fruchtbarer beschäftigen. Indem aber Grimm ein fertiges Rezept darreicht, kommt er der naiven Dentschaulichkeit entgegen. Seine ausgesprochene Ansicht wird nun, vermöge der Suggestionkraft der Dichtung, unbesehen zum festen Glauben des Lesers. Die zahlreichen trefflichen und vorbildlichen Eigenschaften des Helken Frieboht machen ihn zum Muster und Vorbild für Tun und Denken und sichern ihm den Beifall in jedem Betracht. Ihm glaubt der Leser darum alles: nicht nur die Richtigkeit seiner politischen These, sondern auch die Dummheit des Arbeiters, die Boswilligkeit der Sozialdemokratie, die Schlechtigkeit und Mindertwertigkeit der anderen Nationen; daß die Franzosen „eine schmutzige und verwahrloste Gesellschaft“ und „seit langem kein weißes Volk mehr“ seien, daß wir „das Salz der Erde“ sind, daß „ansonst, wenn wir ganz aufhören, es auch sicherlich niemals eine Hilfe für die Welt gibt“ usw. Solche Beispiele wecken und bestärken höchst törichte und schädliche Vorurteile und Überheblichkeiten und geben damit — leider — der Raumforderung ein anderes, verstedtes Gepräge. Es darf darum nicht übersehen werden, daß „Volk ohne Raum“ imstande ist, eine Gesinnung zu erzeugen, über deren Wert gar nicht diskutiert werden kann. Wogegen allerdings der Trost und die Hoffnung bleiben, daß der größere wertvolle Gehalt des Romans jene Gefahr bei weitem wettmacht.

Grimms Roman bildet Überzeugung und Gesinnung. Galsworthy wendet sich unmittelbar an das Herz. Jener will ja eine Doktrin übermitteln, befestigen und in Bewegung setzen, diesem kommt es auf eine rein menschliche Impression an. Er bietet Einfühlung und Liebe auf, wo jener mit Beispiel

und Wort überwältigt. Der eine konserbiert, der andere propagiert. Diese Unterschiede gehen bis in den Stil hinein. So erfrischend die kraftvolle Einfachheit an Grimms Sprache ist, die natürliche Natürlichkeit geht ihr zumeist ab. Ihr Ton ist viel öfters bieder und nicht selten wichtigtuertisch und überheblich. Das Antiquierte gewisser Wendungen entspricht durchaus Grimms rückwärts gerichteter Haltung. Bismillen stößt man auf Gewaltfamkeiten des Baues. (Von Galsworthys Sprache auf Grund der Übersetzung zu sprechen, verbietet sich von selbst.) Insbesondere fehlt Grimm völlig, was Abstand des Autors von seinem Stoffe zur Voraussetzung hat: Humor. Humor nebst seiner Ironie, ganz über dem Stoffe schwebend, ist Galsworthys eigen. Befähigt er diese nicht, man möchte seine poetische Einfühlungskraft, welche jede Figur menschlich verstehen und entschuldigen lehrt, welche dem unsympathischen Soames das Unsympathische beinahe wegzaubert, welche uns mit dem alten James erschüttert, obgleich der nichts weniger ist als eine große oder edle oder liebenswürdige Erscheinung, für gefährlich halten. Gefährlich, sofern sie mit dem Herzen des Lesers auch seine kritische Fähigkeit an die Dichtung ausliefern könnte. Freilich ist zuzugeben, daß es eine gelinde Gefahr ist, denn sie verführt allenfalls zur besinnungslosen Nachsicht. Übrigens hat Galsworthy doch etwas dazu getan, den Blick für die Wirklichkeit offen zu halten. Er hat das Lebensfeld der Forsythes bewußt abgegrenzt, damit man nicht ganz vergißt, auf welchen sozialen und wirtschaftlichen Grundtatsachen ihre Existenz aufgebaut ist. Es sind zwar nicht viele Stellen, wo er das darunterliegende, sich feindlich regende soziale Leben sichtbar werden läßt, doch scheinen die sparsamen Mittel zu genügen. Man beachte nur Soames' immer wiederkehrende Angst vor Revolution und Sozialisierung. Es heißt sogar, Galsworthy stünde selbst auf Seiten des Sozialismus. (Jedenfalls ist Tatsache, daß er zu den Wenigen gehört, die während des Krieges ihren klaren Kopf behielten, und nach dem Kriege hat er ohne Aufsehen das Seinige zur Linderung deutscher Not beigetragen.) Freilich ist zu bedenken, daß der englische Sozialismus kein Marxismus ist und der bürgerlichen Welt viel näher steht als dieser. Was soll man denn dazu sagen, wenn der Autor seinen Glauben an das Forsythesche in der Menschheit selbst bekundet: „Die menschliche Natur ist und wird unter den wechselnden Forderungen und Kleibern immer viel von einem Forsythe haben und könnte schließlich ein noch viel schlimmeres Geschöpf sein“. Ein solches Bekenntnis ist, wenn nichts anderes, zumindest offenherzig und ehrlich.

Thomas Mann appelliert an den Kopf, an die analytischen und spekulativen Fähigkeiten. Wir waren gezwungen, dies schon bei der Deutung des „Zauberberges“ vorwegzunehmen. Jetzt, nachdem etwas Abstand gewonnen, ist auch die Frage nach der Wirkung des „Zauberberges“ am Platze. Die

wird nun verschieden sein, je nachdem, welche der beiden möglichen Leserschichten sie trifft. Die eine, kleinere und in sich durchaus nicht gleichartige umfaßt alle jene, welche über Stoff und Thema des Romans stehen, sofern sie die Krisis der europäischen Kultur erlebt und durchschaut haben und — handelnd oder erkennend — um sie Sorge tragen. Bei ihnen kann der „Zauberberg“ natürlich keine einheitliche Aufnahme finden. Manche mögen ihn zur Kenntnis nehmen, manche ablehnen. Wo er etwa zur positiven Zeitgestaltung beitragen könnte, ist nicht ersichtlich. Er beweist höchstens die Notwendigkeit einer Wiedergeburt. Die andere, größere Schicht vermag den Roman zu lesen auf Grund ihrer Bildung. Wie weit sie aber in den Sinn eindringen wird, ist nicht festzustellen. Sollte es ihr viel anders ergehen als Hans Castorp? Durch die ununterbrochene schroffe Kontrastierung wirft Mann den Leser fortwährend hin und her, und da dieser (im Roman) keine Möglichkeit hat, irgendwo festen Fuß zu fassen, von sich aus aber dem Stoffe nicht gewachsen ist, so ist er zuletzt sicher noch mehr verwirrt als die Diskussion selbst. Er sieht seine eigenen Fundamente erschüttert, gerät in eine Depression und weiß nicht, wo Hilfe suchen. Man müßte freilich engherzig sein, um aus dieser Tatsache eine Ablehnung des Wertes zu folgern. Die destruktive Wirkung eines Buches kann ebenso nötig und heilsam sein, wie eine giftige Medizin. Aber noch etwas anderes am „Zauberberg“ macht bedenklich, etwas, das im Stil deutlich in Erscheinung tritt: Subtilität, aber auch Umschweif, brillante Fassung, aber auch Aufbauschen einfacher Sachverhalte zu gelehrten und komplizierten Formeln. Etwas Künstliches, Überzühtetes, Morbides liegt darüber, und manchmal ist etwas — Bluff dabei: Castorp musiziert spät abends mit dem Grammophon. „Die Ruhe des Hauses damit zu stören, brauchte er weniger zu fürchten, als er anfangs geglaubt hatte, tun zu müssen, denn die Tragkraft seiner Geistermusik hatte sich ihm als von geringer Reichweite erwiesen: so Staunenswertes die Schwingungen nahe ihrem Ursprung bewirkten, so bald ermatteten sie, schwach und scheinmächtig wie alles Geisterhafte, ferner von ihm.“ Das klingt wichtig und sagt doch nur, daß das Grammophon nicht weit zu hören war. Aber es ist beinahe ein Gleichnis für den ganzen Roman.

Wenn der Versuch hier, ohne endgültige Urteile auszusprechen, bereits schließt, so gehorcht er seinem Zweck. Der wäre erfüllt, falls das Wesen der drei Romane in ihrer Verbundenheit mit unserer Generation und deren Angelegenheiten deutlich geworden ist. In welchem Maße sie als Erzieher, Führer oder Verführer einzuschätzen und zu behandeln sind, unterliegt danach dem Urteile der Sozialpädagogik. Wie weit sie aber überhaupt in Zeit und Zukunft eingreifen werden, vermag nur Zeit und Zukunft zu lehren.

Dr. Walter Hoyer

Büchereipolitik und Büchereibewegung

Dorfbücherei und ländliches Büchereiwesen

Zu Dr. Schriewers Schrift „Die Dorfbücherei“

Wer bei dem gegenwärtigen Stand der deutschen Büchereibewegung eine Schrift über die Dorfbücherei und die Fragen des ländlichen Büchereiwesens der Öffentlichkeit vorlegt, der darf nicht nur der Anteilnahme aller an der Volkspädagogik Interessierten gewiß sein, sondern der darf auch die ernsteste Aufmerksamkeit und Stellungnahme seitens der Volksbibliothekare erwarten. Denn alles, was in den letzten zwanzig Jahren im volkstümlichen Büchereiwesen erarbeitet ist, ist vorzugsweise aus der Arbeit unter städtischen Verhältnissen entstanden und hat so — bei aller Bedeutsamkeit für das Ganze unserer Arbeit — doch zunächst auch wieder seine erste Anwendung und Auswirkung in den Städten erhalten. Erst seitdem durch die Arbeit der staatlichen Beratungsstellen auch das ländliche Büchereiwesen stärker in den Vorder-

grund der pädagogischen Bemühungen getreten ist, streben wir, aus dem Stadium des Willkürlichen und Dilettantischen herauszukommen und planmäßig den Problemen, die sich hier von den verschiedensten Seiten her ergeben, nahezukommen. Wer weiß, unter welchen schwierigen Verhältnissen heute die meisten Beratungsstellen noch arbeiten, wie erst seit wenigen Jahren es überhaupt möglich war, eine planmäßige Arbeit aufzunehmen, und heute alle systematische Arbeit in den viel zu großen Beratungsbereichen durch das fast vollständige Fehlen einer lediglich für die Beratungstätigkeit zur Verfügung stehenden Mitarbeitererschaft nahezu unmöglich gemacht wird — von den geringen finanziellen Mitteln ganz zu schweigen —, wer all dies überdenkt und sich überhaupt überlegt, welche Fülle von Fragen mit dem Problem der Dorfbücherei verbunden ist, der wird allerdings von vornherein zweifelhaft sein können, ob heute schon der Zeitpunkt gekommen ist, mehr als sachlich gut fundierte Berichte von der Arbeit in den einzelnen Ländern und Provinzen zu erwarten.

Nun bietet Dr. Schriewer, Stadtbibliothekar in Jütlund und Leiter der Zentrale für Nordmarkbüchereien, eine Schrift über die Dorfbücherei dar¹, die sich keineswegs nur auf Berichterstattung oder auf praktische Fragen der Betriebs-einrichtung und Verwaltung beschränkt, sondern die in einer „theoretischen Grundlegung“ die Dorfbücherei von der soziologischen, psychologischen und pädagogischen Seite her erörtert. Diese Schrift ist in verschiedener Hinsicht wichtig und verlangt daher von verschiedenen Seiten her eine Erörterung.

I.

Im erster Linie ist das Schriewersche Büchlein für die Dorfbüchereileiter selbst geschrieben, doch ist auch an die Leiter und Mitarbeiter der Beratungsstellen als Leser gedacht. Besonders die theoretischen Erörterungen über „Die Dorfbücherei und die neuere Büchereibewegung“, „Die Dorfbücherei als soziologische Frage“, über „Bauer und Buch“, „Grundbegriffe zur Ausleise und Vermittlung“, „Organisatorische Grundfragen“ sind nach dem Vorwort für den Dorfbüchereileiter bestimmt. Man wird hier also nicht eine umfassende sachliche Diskussion dieser Fragen, wie sie etwa im Kreise der Leiter von Beratungsstellen vorzunehmen wäre, erwarten dürfen, sondern mehr eine erste Einführung in diese Fragen, die dem oft allzusehr auf das „Praktische“ gerichteten nebenamtlichen Büchereileiter dieselbe als überflüssig und

¹ Dr. Franz Schriewer, Die Dorfbücherei. Stuttgart 1926, Verlag der „Bücherei und Bildungspflege“. III Seiten. Preis Mark 3/30.

abstrakt erscheinen. Diese Aufgabe ist — wie jeder, der in dieser Arbeit eigene Erfahrungen hat machen können, befähigen wird — gewiß dringend nötig. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß für die Entwicklung der Dorfbüchereiarbeit alles davon abhängen wird, ob „die geistige Engländerung der Dorfbücherei in die gesamte deutsche Bücherbewegung“ (S. 5) vollzogen wird oder nicht. Natürlich nicht, wie Schriewer auch ausdrücklich hervorhebt, in Form legendelnes Subordinationsverhältnisses, sondern im Sinne einer vertrauensvollen Zusammenarbeit im Blick auf die große, gemeinsame volkspädagogische Aufgabe. Dieser Gedanke von der Einheit des deutschen volkstümlichen Bücherwesens — von Walter Posmann bereits 1922 in der Einleitung zur „Praxis“ programmatisch scharf herausgestellt — durchzieht die ganze Schrift. Und man wird es dem Verfasser danken, daß dies Bekenntnis und diese Aufforderung gerade aus einer Landschaft kommt, die sonst leicht geneigt ist, sich außerhalb der gesamtdeutschen Entwicklung zu stellen.

Ein weiteres Verdienst dieser Schrift besteht darin, daß sie mit allem nur wünschenswerten Nachdruck auch die Dorfbücherei als „Bildungseinrichtung“, die selbständig gegenüber dem Buchhandel wie unberechtigten Leserwünschen ihre Arbeit aufbauen muß, herausstellt. Auch dies ist — wohl in allen Teilen Deutschlands — dringend nötig, einmal gegenüber den Trägern der Büchereien, die oft bei bestem Willen doch recht merkwürdige Anschauungen von den Aufgaben und Arbeitsformen einer Bücherei an den Tag legen, aber es ist wichtig auch für unsere Bücherleiter, die zwar persönlich meist davon ohne weiteres überzeugt sind, aber innerhalb der Gemeinde gegenüber den mannigfachen Widerständen und Unklarheiten für eine solche ausdrückliche Herausarbeitung und Bestätigung dankbar sein werden. So stellt Schriewer als erste Bedingung für eine wirkliche Bildungsarbeit in der Dorfbücherei auf, daß

„die Zufallswirtschaft mit dem Buch aufhört und in eine sinnvolle Planwirtschaft verwandelt wird“ (S. 22).

Und wenn hierbei in erster Linie an den Bestandsaufbau gedacht ist, so wird es an anderer Stelle für die Vermittlung so gesagt:

„Wie also die Dorfbücherei in ihrem inhaltlichen Aufbau Vielfältigkeit und Reichtum haben muß, so muß auch jeder einzelne Ausleiher wieder sorgfältig überlegt werden. Dazu ist denn allerdings erforderlich, daß der Bücherleiter selber seinen Stoff beherrscht und namentlich, daß er sich seiner Verpflichtung zur Führung — das bedeutet nicht Zwang, sondern ein inneres Mitgehen mit dem Leser — bewußt ist“ (S. 32).

Bei einer so starken pädagogischen Einstellung ist es selbstverständlich, daß auch in der Auswahlfrage einer strengen Sichtung das Wort geredet wird und dringend davor gewarnt wird, die Bücherei „in einer durch unsere Zivilisation verflachten Konvention dahinstreben zu lassen“ (S. 34). Allerdings glaubt Schriewer in diesem Zusammenhang auch „der Gefahr einer extremen Werthaftigkeit auf dem Lande vorbeugen“ (S. 33) zu müssen, weil diese oft das Bestehen der Bücherei überhaupt gefährde. Aber im gleichen Atemzug weist er doch wieder darauf hin, daß es „verderblich wäre, wenn die Bücherei auf den Gedanken kommen wollte, sie müsse Leser halten und gewinnen um jeden Preis. Im Gegenteil, es muß einmal deutlich gesagt werden, daß viele Büchereien in diesem Punkt viel zu lässig sind, und zwar aus lauter Gewohnheit und weil sie sich die Erlehnungsprobleme gar nicht klargemacht haben“ (S. 34).

Schriewer selbst will die Auswahlgrundsätze im einzelnen nicht erörtern; deswegen sei auch hier nicht weiter auf die ungenügende und schiefe Darstellung des Standpunktes der „extremen Werthaftigkeit“ eingegangen. So einfach, wie Schriewer die Dinge darstellt („bei dieser Theorie ist die Psyche des Lesers sehr stark ausgegaltet“, S. 33), liegen sie nun doch nicht. Aber es scheint, als ob hier — wie übrigens auch noch an einigen wenigen anderen Stellen — Schriewer eine gewisse Voreingenommenheit den klaren Blick für die tatsächliche

Erfassung und Darstellung anderer Anschauungen getrübt habe. Die dem Buche beigelegte *Auswahlliste* — sowie die Kataloge der Zentrale für Nordmarktbüchereien — zeigen jedenfalls, daß in der Praxis Schriewer selbst außerordentlich zurückhaltend in der Aufnahme solcher Autoren und Werte ist. So ist es vielleicht nicht ausgeschlossen, daß eine gründliche Aussprache und Klärung auch in diesem Punkte mehr Gemeinsames zutage fördert, als bisher angenommen wurde.

Als erstes Ergebnis dieser Besprechung der Schriewerschen Schrift darf jedenfalls festgehalten werden, daß sie in den allgemeinen grundsätzlichen Fragen mit Klarheit und Eindringlichkeit die Grundverhältnisse der neuen Bücherelbewegung als verbindlich auch für das ländliche Bücherelwesen darzustellen weiß und so zweifellos ein wichtiges Stück Arbeit für die Eingliederung der Dorfbücherei in die allgemeine deutsche Bücherelarbeit leistet. Daß dabei an sehr entscheidenden Punkten eine — von den „Richtungen“ unabhängige Gesamtheit sich ergibt, sei als ein nicht unwesentliches Ergebnis, auf das in anderem Zusammenhang noch eingegangen werden soll, ausdrücklich bemerkt.

II.

Sicher ist mit der Herausarbeitung der allgemeinen, auch für die Dorfbücherei geltenden grundsätzlichen Forderungen ein bedeutsamer Teil der Bemühungen um das ländliche Bücherelwesen vollzogen. Aber eben nur ein Teil. Gerade für eine Bücherel- und Bildungsauffassung, die sich grundsätzlich von aller Verbreitung von Unterhaltungs- und Wissensstoff unterscheidet und jedem Schematismus in der Bildungsarbeit mit Recht feind ist, ist es nun eine ganz wesentliche Aufgabe, die besonderen Verhältnisse, die die Bildungsarbeit auf dem Lande antrifft, genauestens zu erfassen und sie zum Ausgangspunkt allen volkspädagogischen Bemühens zu nehmen. Nur wenn so eine Bildungsarbeit in inniger Verbindung mit den landschaftlichen, stammesmäßigen, sozialen, politischen und weltanschaulichen Besonderheiten sich entwickelt, wird sie diesen Namen mit Recht führen können. Was bietet nun die Schriewersche Schrift in diesem Betracht? Die Aufgabe, die hier vorliegt, ist selbstverständlich auch von Schriewer erkannt. Aber die Ausführungen selbst, die zu diesem schwierigen und umfangreichen Fragenkomplex gemacht werden, lassen allerdings manche Wünsche und Fragen offen. Vielleicht kann dies bei der ersten Bearbeitung solcher Probleme nicht anders sein, und gewiß wird keiner, der auch nur begonnen hat, sich mit dieser Arbeit zu beschäftigen, verlangen, daß uns heute eine umfassende, auf Einzelkenntnissen und Erfahrungen beruhende Darstellung der bäuerlichen und ländlichen Sozial- und Bildungslage gegeben wird und daraus ein Bildungsziel für die Arbeit entwickelt wird. Um das leisten zu können, ist, wie bereits oben angedeutet, die Zeitspanne, während der planmäßig auf diesem Gebiet gearbeitet wird, noch viel zu klein. Dazu kommt, daß gerade hier die landschaftlichen Verschiedenheiten der einzelnen Teile Deutschlands sich noch stärker auswirken als bei der städtischen und großstädtischen Bevölkerung. Schriewer ist sich der Schwierigkeit der hier vorliegenden Aufgabe durchaus bewußt. Er selbst will deshalb seine Schrift ausdrücklich nur als „Auskast zu einer fruchtbaren Erörterung“ angesehen wissen, und so sei auch das Folgende lediglich ein Versuch, für diese dem Verfasser gewünschte Erörterung einige weitere Gesichtspunkte aufzustellen. Vielleicht, daß sich bei einer weiteren Bearbeitung dieser Fragen dann Ergebnisse erzielen lassen, denen gegenüber die Fragen und Bedenken, die die jetzigen Schriewerschen Ausführungen, sowohl in den sozialen und lernerpsychologischen Partien wie in den Angaben zur Praxis der Dorfbücherei auslösen, verkommen.

Gerade weil es heute noch nicht oder nur sehr begrenzt möglich ist, auf Grund eingehender Studien und Beobachtungen wirklich fundierte Aussagen über die Bildungslage und Bildungstendenz der ländlichen Bevölkerung zu machen, mag es mißlich und einer wirklich weiterführenden sachlichen Diskussion abträglich erscheinen, nun doch den Versuch zu machen, einige allgemeine — natürlich nicht falsche, aber auch nicht ertragreiche — Bemerkungen über

Bauernkultur, Rationalisierung des Bauerntums, Buch und Bauer zu machen. Worauf es m. E. ankommt, ist das, daß heute ganz systematisch erst einmal die Probleme herausgestellt werden, die uns aus der ländlichen Bildungsarbeit erwachsen. Und zwar beginnend mit einer sorgfältigen und differenzierten Beobachtung der Soziallage der ländlichen Bevölkerung. Dabei wird es sich sofort zeigen, daß man gar nicht ohne weiteres vom Dorf reden darf, sondern sehr vorsichtig unterscheiden muß zwischen den verschiedenen Typen von Dörfern. Diese Typen ergeben sich nicht nur aus der verschiedenen Mischung von eingeseßener bäuerlicher Bevölkerung und zugewandelter oder auch einheimischer Arbeiterschaft, sondern auch aus der in vielen Teilen Deutschlands — nicht nur Mitteldeutschlands — außerordentlich starken weltanschaulich-politischen Verschiedenheit. Und auch da, wo anscheinend noch eine geschlossene bäuerliche Bevölkerung in einem Dorf vorhanden ist, ist doch die immanente soziale Bilederung des Bauerntums oft eine sehr beträchtliche, die sich gerade bei gemeinsamen Veranstaltungen und Einrichtungen recht stark geltend machen kann. Mit alledem ist noch nicht — die von Schriewer selbst wieder stärker hervorgehobene — individuelle Verschiedenheit gemeint, die auf dem Lande dadurch verstärkt wird, daß der einzelne stärker oder schwächer mit städtischen oder großstädtischen Einflüssen (seiner meist rein zivilisatorischer Art) in Berührung kommt. Ich glaube, daß wie zu einer fruchtbaren Erörterung gerade dieser allgemeinen Fragen der Sozialstruktur der ländlichen Bevölkerung nur dann kommen, wenn darüber nicht so kurz hinweggegangen wird, wie Schriewer es leider zum Beispiel auch in bezug auf die konfessionellen und politischen Verschiedenheiten tut:

„Vanz besonders schwierig werden die Dinge natürlich, wenn konfessionelle oder politische Verschiedenheiten vorliegen. Wie schwer oder leicht diese Faktoren zu nehmen sind, kann nur an Ort und Stelle abgeschätzt werden.“ S. 17.

Die Aufgabe liegt, soweit ich sehe, darin, daß gerade auch die Leiter unserer Dorfbüchereien mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden müssen, entweder überhaupt erst einmal solche Beobachtungen zu machen (u. zw. allen Gruppen der Bevölkerung gegenüber gleich liebevoll und aufgeschlossen) oder diese Beobachtungen dann auch für die Bildungsarbeit nutzbringend auszuwerten. Auch hier gilt, was Schriewer in anderem Zusammenhang mehrfach heraushebt, daß oft nur allzu sehr die Anschauung vorherrscht, Buch sei gleich Buch. So sollte eine Schrift wie die Schriewersche vor allem dazu auffordern, solche Studien planmäßig zu beginnen (etwa im Sinne der Kleisichen vorkursunbilden Arbeiten) und dazu erste Hilfen bieten; etwa durch den Versuch einer ersten Charakterisierung wahrscheinlich anzutreffender Typen und der für sie konstitutiven Faktoren. Zum Beispiel: das geschlossene bäuerliche Dorf, das Dorf mit Bauerntum und einheimischer Arbeiterschaft; das Dorf mit zugewandelter Arbeiterschaft, die auch weltanschaulich-politisch entgegengesetzt orientiert ist; das Industrieort, teils mit Landwirtschaft treibender Arbeiterschaft, teils völlig der Landwirtschaft fernstehend; das Dorf in direkter städtischer Einflusssphäre usw. usw. Dazu kämen, da es sich ja um den Aufbau des ländlichen Büchereiwesens handelt, auch noch die besonderen Formen der Klein- und Mittelstädte mit ihrer zum Teil so wichtigen Auswirkung auf das umliegende Land. In solchem Zusammenhang würden dann auch die von Schriewer gegebenen, jetzt oft willkürlich und beziehungslos anmutenden Hinweise über Bodenständigkeit, Rationalisierung, Lesefähigkeit usw. zur rechten Auswirkung gelangen.

Erst wenn wenigstens Ansätze zu solcher Erfassung der Soziallage und, was nicht davon zu trennen ist, auch der Bildungslage der ländlichen Bevölkerung gemacht werden, ist es möglich, bestimmter und greifbarer auch von dem Bildungsziel zu handeln, das sich daraus für die Dorfbücherei ergibt. Die Frage: „Braucht der Bauer das Buch“ beantwortet Schriewer: „Das Bauerntum hat das Buch heute nötiger als je.“ (S. 22.) Als Ziel der Büchereiarbeit auf dem Lande findet man — an verschiedenen Stellen der Schrift — ausgesprochen, aber nicht näher ausgeführt und begründet:

1. „seelische Gesunderhaltung (besonders durch das gute Unterhaltungsbuch)“;
2. „den Blick und die Erkenntnis kulturell und sozial zu weiten und das Verantwortungsgefühl für die Volksgemeinschaft immer wieder wachzurufen“ (hier „Bücher, die fremde Lebenswelten zeigen“), S. 22;
3. „dem Bauerntum seine problematische Lage zum Bewußtsein zu bringen“ (hier Werte wie „Bäuerbauer“, „Fortschritt“ von Knudsen, „Amerikajohann“ von Moeschlin), S. 23.

Es leuchtet ein, daß damit doch nur sehr allgemeine und nur für eine bestimmte Gruppe ländlicher Bevölkerung geltende Bildungsziele angedeutet sind. — Ähnliches gilt für die Ausführungen, die Schrieter über Bauer und Buch im einzelnen zu den verschiedenen Buchgruppen macht. Hier findet sich manches, was der einzelne Büchereileiter gern als Anregung oder als Bestätigung eigener Erfahrung hinnehmen wird. (So die Angaben über den geschichtlichen Roman, die Lebensbeschreibungen, die Reisebeschreibungen.) Auch der Stellungnahme zur Frage der Heimatliteratur, die heute zweifellos vielfach stark überhöht wird, wird man gern zustimmen. (S. 27.) Aber, wie es nach dem vorher Ausgeführten nicht anders sein kann, fehlen all diesen Ausführungen noch die rechten Grundlagen, und so müssen sie wenig ertragreich und an manchen Stellen zweifelhaft bleiben.

Solche schwierigen und verantwortungsvollen Fragen wie den organischen Aufbau des Bestandes im Bild auf die Bildungslage und das Bildungsziel in der Dorfbücherei heute zutreffend und für einen weiteren Kreis von Fachgenossen konkret fruchtbar zu behandeln, fehlen eben einfach noch die Voraussetzungen. Das geht übrigens aus dem, was Schrieter an anderen Stellen, besonders wo er über Statistik schreibt, selbst hervor. Es kann sich daher die Frage erheben, ob mit einer solchen vielleicht doch vorzeitigen Behandlung dieser Fragen wirklich der Sache gedient ist. Oder ob es nicht fruchtbarer wäre, solchen diffusen Fragen erst durch weitere systematische Beobachtung und Sammlung des Materials, durch weitere Vorklärung auf Lehrgängen und Ausreden mit Fachgenossen aus anderen Gebieten den erforderlichen Unterbau zu geben.

In diesem Zusammenhang darf anmerkungswiese, aber nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß es keine sehr guten Gründe hatte, wenn Walter Hofmann 1922 (1) die Praxis der Dorfbücherei lediglich als Anweisung für die Verwaltung- und Ausleih-einrichtung gestaltete und alle die damals erst recht nicht bestrebend zu behandelnden soziologischen und kulturpädagogischen Fragen ausschloß. In dieser bewußten Beschränkung immer wieder ein gefährliches, formalistisches „Vorbeisehen an den eigentlichen Problemen der Dorfbücherei“ (S. 6) zu erblicken, zeugt weder von einer klaren Erkenntnis der Absichten der „Praxis“ noch der Größe der sachlichen Verantwortung, die gerade bei der Behandlung dieser Frage auf jedem „städtischen“ Bibliothekar liegt.)



Wollte diese Besprechung umfassend sein, dann müßte sie jetzt noch auf den „der Praxis der Dorfbücherei“ genähten Teil der Schrieterschen Schrift (S. 66–101) eingehen. Auch hier wären nicht nur eine Reihe von mehr oder weniger wichtigen einzelnen Fragen zu erörtern. Zum Beispiel involviert die von Schrieter empfohlene, doch recht umständliche Signatur wirklich zweckmäßig ist; oder ob der alphabetische Zettelkatalog für diese im großen und ganzen doch begrenzten Bestände wirklich erforderlich ist.¹ Wichtiger ist schon

¹ Der alphabetische Verfasserkatalog dient — wie Dr. Schrieter bei einer persönlichen Besprechung mitteilte — in erster Linie der Zentrale, um stets einen Überblick über den Bestand der einzelnen Büchereien zu haben. Er wird von der Zentrale hergestellt und dann in einem Exemplar der Bücherei, in einem der Zentrale überliefert. H. H.

die Frage, welchen Zweck der Verfasser mit diesen Ausführungen überhaupt verfolgt. Sollen sie eine praktische Anleitung zur Einrichtung sein, wie die z. B. recht ausführlichen Angaben über das Einschlagen der Bücherei nahelegen? Dann ist nicht recht verständlich, daß die doch sicher nicht minder wichtige Frage der Ausleihgestaltung so knapp behandelt wird und eine Darstellung der Anlage auch eines einfachen, lediglich registrierenden Katalogs für die Leser, der doch sicher trotz der Angaben auf S. 35 nicht für völlig überflüssig angesehen wird, ganz fehlt. Ebenso dürfte doch nicht ganz unter den Tisch fallen die Frage einer Stützengliederung auch der Dorfbücherei — oder wenn man will der „Kleinbücherei“ —, wie sie in der „Praxis“ versucht ist, die sicher heute nach längeren Versuchen mit diesen Organisationsformen Möglichkeit zu sehr interessanten Erörterungen geben könnte (gerade im Blick auf den auch organisatorisch einheitlichen Aufbau eines Bezirkes).

Aber auf die eingehende Behandlung all dieser Fragen soll hier verzichtet werden, um Belegenheit zu erhalten, die Schriebersche Schrift noch von einer anderen Seite her zu beleuchten.

III.

Die Schrift ist auch für die Leiter von Beratungsstellen gedacht. Diese werden natürlich auch die Ausführungen Schriebers über die Dorfbücherei interessieren, besonders aber wird sie die Frage angehen, welche Ansichten Schrieber über die Tätigkeit der Beratungsstellen selbst und ihre Arbeitsweisen im Ganzen der ländlichen Büchereiarbeit vertretet. Soll die einzelne Dorfbücherei endlich aus der nicht allein finanziell, sondern vor allem auch geistig und sachlich so verhängnisvollen Isolierung heraus und soll ein einheitlicher Aufbau der Büchereiarbeit eines Bezirkes erfolgen, so fallen damit naturgemäß den Beratungsstellen Aufgaben von größerem Umfang und größerer Verantwortung zu. Alles wird darauf ankommen, wie die Beratungsstellen diese Aufgaben anpacken. Ob sie von einem vertieften kulturpolitischen Willen heraus auch hier das pädagogische Moment an die Spitze stellen oder ob sie in vielleicht gut gemeinter, aber gefährlicher „Durchorganisation“ ihres Bezirkes das Entscheidende ihrer Aufgabe sehen. Dr. Angermann-Pagen hat vor einiger Zeit einen zusammenfassenden Überblick über die Aufgaben und Methoden des Beratungswesens gegeben, der diese Fragen, soweit es in dem dortigen Zusammenhang am Platze ist, zur Darstellung bringt.¹

Übereinstimmend wird von beiden Verfassern einer Intensivierung und Konzentrierung der Arbeit der Beratungsstellen das Wort geredet. Das heißt vor allem, daß die Beratungsstelle ihre Arbeit als wirklich sachliche Unterstützung und Förderung und nicht als beherrschende bürokratische Organisation aufzufassen hat. Daß die Beratungsstellen gerade hier in der praktischen Hilfeleistung, die eine starke Arbeitsbelastung für die volksbibliothekarisch erfahrenen Kräfte bedeutet, sehr beschränkt sind, liegt an der besonders in Preußen noch völlig unzureichenden finanziellen und damit auch sachlich-personalen Ausstattung der Beratungsstellen. Um so erfreulicher ist es, daß Dr. Schrieber gerade auch an dem einzelnen Beispiel der Dorfbücherei zeigt, welche Auswirkungen diese kümmerliche Ausgestaltung der zentralen volkspädagogischen Stützpunkte auf die Dauer für die so wichtige ländliche Bildungsarbeit haben muß. — Aus diesem allgemeinen Grundsatz für die Beratungsarbeit folgen dann die Entscheidungen in Einzelfragen: so in der in der Praxis immer wieder diskutierten Frage: Standbücherei oder Wanderbücherei, der Schrieber dankenswerterweise besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Seine Ausführungen dürften in der Tat die heutige communis opinio der volksbibliothekarischen Fachwelt, soweit sie für diese Frage zuständig

¹ Dr. Rudolf Angermann, Die Beratungsstellen für das volkstümliche Büchereiwesen und ihre Mitarbeiter. In: Der Volksbibliothekar. Seine Aufgabe, sein Beruf, seine Ausbildung. Herausgegeben vom Hans Hofmann. Leipzig 1927, Quelle & Meyer. S. 78–93.

ist, in Kürze wiedergegeben. Ober die Frage der Verteilung der staatlichen Unterstützungen, bei der immer wieder nicht nur die zu unterstützenden Büchereien, sondern oft auch leitende staatliche Verwaltungsbehörden von einem falschen, formal-gerechten Schematismus sich nicht freismachen können. Ober die sachlichen Arbeitsaufgaben im engeren Sinn, die der Beratungsstelle für die einzelnen Büchereien zufallen (Kataloggestaltung, Bucheinbände und -beschaffung, Buchpflege, Statistik, Lehrgänge, ständige persönliche Führungsnahme mit den Büchereileitern usw. usw.).

Wenn Schriewer die Tätigkeit der Beratungsstellen in dieser Weise beschreibt, so ist es verständlich, daß er auch zu Forderungen für den Ausbau der Beratungsstellen kommt, die sich mit denen decken, die von anderer Seite vor einiger Zeit aufgestellt sind¹: vor allem also Vermehrung der Arbeitskräfte, Verkleinerung der Arbeitsgebiete (S. 55). Dabei scheint mir der Hinweis Schriewers besonders bemerkenswert zu sein, daß eine solche Art Dezentralisierung der Beratungsarbeit auf keinen Fall zu einer Schwächung der sachlichen Leistung der Unterstellen usw. führen darf, und daß man hier mit einer schematischen, etwa an verwaltungspolitische Einheiten anknüpfenden Durchorganisation außerordentlich vorsichtig und zurückhaltend sein soll. (S. 48.) Hier wie auf andern Gebieten unserer volksbibliothekarischen Arbeit ist eben eine gut fundierte Berufsstunde die erste Bedingung für die Inangriffnahme größerer Projekte. Das, was über bestimmte Teile der Schriewerschen Schrift gesagt werden mußte, beweist ja zur Genüge, daß wir an diesem Punkt bestenfalls erst im Begriff sind, uns eine Berufsstunde zu erwerben.

Daß an diesem Punkte der volksbibliothekarischen Berufsarbeit, der, wie ich glaube, für die Zukunft des deutschen Büchereiwesens von entscheidender Wirkung ist, eine so weitgehende Übereinstimmung in den Grundzügen für den Aufbau der volksbibliothekarischen Arbeit sich herausgebildet hat und in der Schrift Dr. Schriewers Ausdruck gefunden hat, scheint mir nicht das geringste Moment zu sein, auf das eine Besprechung dieser Schrift hingumessen hat.

*

Welchen also für die Teile der Schriewerschen Schrift, die sich mit den Besonderheiten der ländlichen Bildungsarbeit befassen, Wünsche für eine zweite Auflage offen, so sind die nicht weniger wichtigen Ausführungen Dr. Schriewers, wie sie im ersten und dritten Teile dieser Besprechung angedeutet sind, nur lebhaft zu begrüßen, und es ist zu hoffen, daß sie bei allen, die für die volksbibliothekarische Bildungsarbeit auf dem Lande Verantwortung tragen, ernsthafteste Beachtung finden.

Hans Hofmann

¹ Siehe „Fests für Büchereiwesen“, XI. Band, S. 139.

Die wissenschaftlichen Bibliotheken und die Autonomiebestrebungen der volkstümlichen Bücherei

I. Vorbemerkung

In den ersten Jahren der deutschen Bücherbewegung, also in der Zeit um die Jahrhundertwende, sind die Vorkämpfer der neuen volkstümlichen Bücherei hin und wieder der Versuchung unterlegen, die Betriebsziffern der volkstümlichen Büchereien denen der wissenschaftlichen Bibliotheken gegenüberzustellen und mit der größeren Ausleihziffer der volkstümlichen Bücherei, insbesondere mit der unendlich größeren jährlichen Umsatzziffer des einzelnen Bandes ihres Bestandes, die Überlegenheit der volkstümlichen Bücherei zu betonen und daran allerhand Folgerungen und Forderungen zu knüpfen. Dieser Fehler konnte nur solange gemacht werden, solange die volkstümliche, die allgemeine öffentliche Bücherei ihre eigene Aufgabe nicht erkannt hatte. Denn nur solange angenommen wird, daß beide Anstalten, die den gemeinsamen Namen Bibliothek oder Bücherei führen, tatsächlich nur Spielarten ein und desselben Typus seien, nur solange hat es Sinn, die Leistungen beider Institute, soweit sie in Zahlen zum Ausdruck kommen, miteinander zu vergleichen. Es ist bezeichnend, daß jene schiefen Gegenüberstellungen nun schon längst aus der maßgebenden Fachliteratur der volkstümlichen Bücherei aller Richtungen verschwunden sind. Heute sieht jeder vernünftige Volksbibliothekar ein, daß es aus der Aufgabe der wissenschaftlichen Bibliothek zwingend hervorheht, wenn ihre jährliche Ausleihziffer kaum den zehnten Teil ihrer Bestandsziffer erreicht, während sich in der volkstümlichen Bücherei dieses Verhältnis umkehrt.

Dieser Vorgang ist von beispielhafter Bedeutung für das Verhältnis der allgemeinen öffentlichen Bücherei zur wissenschaftlichen Bibliothek. Je klarer die erstere ihre von der wissenschaftlichen Bibliothek fundamental verschiedene Aufgabe erkannte, um so gerechter und unbefangener konnte sie der wissenschaftlichen Bibliothek gegenüber treten. Es darf gesagt werden, daß sich diese Entwidlung besonders früh und deutlich innerhalb des Kreises deutscher Volksbibliothekare vollzogen hat, dessen organisatorischen Mittelpunkt die Deutsche Zentralkasse für volkstümliches Bücherwesen bildet. Und das ist wiederum für den verständlich, der weiß, daß es von Anfang an eines der dringendsten Anliegen des Zentralkassentreffes war, aus der eigenen Zielsetzung und eigenen Aufgabe der volkstümlichen Bücherei heraus die eigene Gestalt und die eigenen Arbeitsformen zu entwickeln. Solches echtes berufliches Selbstbewußtsein wird immer dazu führen, auch den Anderen und das Andere gelten zu lassen, das aus anderen Voraussetzungen in anderen Formen sich gestaltet hat.

Von hier aus ist dann nicht weit zu einer vertrauensvollen Zusammenarbeit mit der anderen Institution an den Stellen, an denen eine solche Zusammenarbeit möglich ist. Und selbstverständlich haben volkstümliche Bücherei und wissenschaftliche Bibliothek mannigfache Berührungspunkte, selbstverständlich ist ein Austausch der Erfahrungen auf diesem oder jenem Arbeitsgebiet für beide Teile möglich, selbstverständlich ist es für den Volksbibliothekar ein Gewinn, mit dem in den Interessen seiner Bücherei verwandten, im übrigen aber unbefangenen und weltbildenden Bibliothekar der wissenschaftlichen Bibliothek hin und wieder an einem Tisch zu sitzen, wie viel auch Grund zu der Annahme bestand, daß auch der Bibliothekar der wissenschaftlichen Bibliothek Klärung und Bereicherung im Verkehr mit dem echten Volksbibliothekar empfangen wird. Wie fruchtbar in mehr als einer Hinsicht ein solches Verhältnis sein kann, hat die Deutsche Zentralkasse, insbesondere ihre Schulabteilung, lange

Jahre hindurch in ihrer Zusammenarbeit mit Karl Bohnen, damals I. Vorsitzender des Vereins deutscher Bibliothekare und Direktor der Leipziger Universitätsbibliothek, erfahren.

Aber eine solche vernünftige, zuletzt sachlich und menschlich ertragreiche Verbindung ist an eine Voraussetzung gebunden. An die Voraussetzung nämlich, daß umgekehrt auch die wissenschaftliche Bibliothek der volkstümlichen Bächerlei ihr Lebensrecht läßt, und zwar das nicht nur in allgemeinen platonischen Erklärungen, sondern auch und vor allem in bezug auf die praktischen beruflichen Entscheidungen, die die Bibliothekare der volkstümlichen Bächerlei aus bester beruflicher Überzeugung heraus glauben treffen zu müssen. Es braucht nicht immer so zu sein, wie bei jenem Karl Bohnen, der vom Standpunkt seines Berufes aus die volle Selbständigkeit beider Bächerleininstitute, vor allem auch im Blick auf die Ausbildungs- und Prüfungsbestimmungen, verlangte und, als sie durchgeführt war, öffentlich begrüßte,¹ es braucht auch nicht so zu sein, daß ein wissenschaftlicher Bibliothekar, wie Prof. Dr. Georg Koch, Universitätsbibliothekar in Sieben, aus tieffter Erfassung des Volksbildungsgebantens heraus öffentlich die restlose Selbständigkeit der volkstümlichen Bächerlei auch in allen Personalfragen fordert.² Was wir von den Bibliothekaren der wissenschaftlichen Bibliotheken fordern müssen, ist, daß sie der volkstümlichen Bächerlei die Regelung ihrer Angelegenheiten in dem Augenblick selbst überlassen, in dem die volkstümliche Bächerlei das für eine sachliche Notwendigkeit hält.

Sobald aber Bibliothekare der wissenschaftlichen Bibliothek diese selbstverständliche Forderung außer acht lassen, sobald sie also versuchen, der volkstümlichen Bächerlei an irgendeiner Stelle ihrer Arbeit Ordnungen und Regelungen aufzuzwingen, die von der volkstümlichen Bächerlei selbst als sachlich falsch, die Entwicklung dieser Institution schädigend empfunden werden, in diesem Augenblick muß an Stelle des friedlichen und fruchtbaren Nebeneinanderarbeitens notwendigerweise der Kampf treten. Solche Kämpfe sind so unerfreulich, beziehen sich auf beiden Seiten in der Regel soviel Zeit und Kraft, daß die volkstümliche Bächerlei vielleicht doch einen solchen Eingriff hinnehmen würde, solange er sich auf nebensächliche Gebiete und Fragen der Berufsarbeit bezieht. Sobald aber der Eingriff sich auf das Zentrale richtet, nämlich auf die Menschen selbst, die künftig in den volkstümlichen Bächerleien arbeiten sollen, auf ihre Rekrutierung, Ausbildung und Prüfung, dann ist der Kampf unermeldlich, und zwar der Kampf durch alle Etappen von Teilsiegen und Teilniederlagen hindurch bis zur endgültigen Zurückweisung jenes Eingriffs eines anderen Berufsstandes in die zentralen Fragen unseres eigenen, des volkstümlichen Bibliothekarischen Berufes.

Leider scheinen uns solche Kämpfe nicht erspart bleiben zu sollen. Worum es geht, ist unseren Freunden und den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Wir verweisen auf die Übersicht „Zur Neuordnung des volkstümlichen Ausbildungs- und Prüfungswesens“, die wir in der vorangehenden Nummer unserer Festschrift veröffentlicht haben. Sind nun schon solche Kämpfe unvermeidlich, dann sollten sie in Formen geführt werden, die eine spätere Annäherung der streitenden Parteien nicht unmöglich machen. Nach verschiedenen Vorgängen der letzten Zeit scheint es aber fraglich, ob wir uns einer solchen Haltung bei allen Bibliothekaren der wissenschaftlichen Bibliotheken werden versehen können. Schon in der erwähnten Übersicht mußten wir auf die scharfe Opposition hinweisen, die die Forderungen der Volksbibliothekare nach voller Autonomie auch im Ausbildungs- und Prüfungsweisen auf der diesjährigen Pflingstagung des Vereins deutscher Bibliothekare (die Landesorganisation der Bibliothekare der wissenschaftlichen Bibliotheken) erfahren haben. Wir haben damals von

¹ Karl Bohnen, Die Sächsisch-Preussische Prüfungsordnung für den Dienst an volkstümlichen Bächerleien. Zentralblatt für Bibliothekswesen. Leipzig 1918. 35. Jahrgang, S. 73 ff.

² Georg Koch, Bildung, Wissenschaft und volkstümliche Bächerlei. Freie Volksbildung. 2. Jahrgang, 1927, Heft 4, S. 303 ff.

diesen Vorgängen nur andeutend sprechen können, da zur Zeit der Abfassung jenes Aufsatzes der offizielle Bericht noch nicht veröffentlicht war und wir lediglich auf mündliche Mitteilungen hin in einer so zentralen Angelegenheit nicht Stellung nehmen wollten. Das, was uns damals insbesondere über die Äußerungen von Geheimrat Krüß, Generaldirektor der preussischen Staatsbibliothek, mitgeteilt wurde, schien uns so unglaublich, daß wir auf eine öffentliche Auseinandersetzung zunächst gaben verzichten zu sollen, trotzdem die Äußerungen in der vollen Öffentlichkeit einer bibliothekarischen Fachtagung gefallen waren. Jetzt liegt der offizielle Bericht über jene Tagung vor, und die Diskussionsbemerkungen Geheimrat Krüß¹ sind hier genau so wiedergegeben, wie sie uns bekannt geworden waren.²

Aber nicht nur das. Gleichfalls in dem führenden Fachorgan der wissenschaftlichen Bibliotheken hat in diesem Sommer Georg Lehß, der Mitherausgeber des Zentralblattes, Direktor der Tübinger Universitätsbibliothek, Ausführungen über die volkstümliche Bucherei und über ihre Autonomieforderung veröffentlicht, die auch von dem bescheidensten Verständnis für die Aufgaben und die innere Lage des Volksbibliothekwesens weit entfernt sind, ja sich um ein solches Verständnis nicht einmal bemühen.

Beide Auslassungen haben in weitesten Kreisen deutscher Volksbibliothekare eine tiefe Erbitterung hervorgerufen. Krüß und Lehß sind nicht die ersten besten, sie stehen im wissenschaftlichen Bibliothekswesen an vorgehobenstem Platze und sie stehen mit ihren Anschauungen auch nicht allein. Von mehreren Seiten, von ganz zuverlässigen Persönlichkeiten wird uns mitgeteilt, daß die Krüßschen Ausführungen auf dem Dortmunder Bibliothekartag — die wie unten zitierten — spontanen und lebhaftesten Beifall der Versammlung ausgelöst haben. Mit alledem ist eine Zuspitzung der Situation eingetreten, die eine sachliche Weiterführung der Aussprache zwischen beiden Lagern außerordentlich erschwert. Auf jeden Fall müssen die Fachzeitschriften des volkstümlichen Bucherlebens nunmehr zu den Anschauungen und Darlegungen jener Führer des wissenschaftlichen Bibliothekswesens Stellung nehmen. In diesem Sinne veröffentlichen wir im folgenden die Beiträge von Heinrich Beder und Walter Hofmann. Daß die Volksbibliothekare mit ihrer Zurückweisung dessen, was sie nur als Annäherung empfinden können, nicht allein stehen, beweisen die Ausführungen, die Hermann Kohn, der Ordinarius für Pädagogik an der Universität Göttingen, zu dem Streitfall gemacht hat und die wie auszugeweihe im Anschluß an die Beiträge unserer Mitarbeiter veröffentlichten. Auch Georg Koch weist in seinem schon erwähnten schönen Aufsatz die Ausführungen Lehßs mit Würde, aber mit Nachdruck zurück.

Die Schriftleitung

II. Zu Georg Lehßs Randbemerkungen.

Im Zentralblatt für Bibliothekswesen, 44. Jahrg., Juni 1927, Seite 273 bis 288, hat Dr. Georg Lehß, Direktor der Universitätsbibliothek Tübingen, in Form von „Randbemerkungen zum volkstümlichen Bibliothekswesen“ kritische Äußerungen zur Frage der Volksbibliotheksarbeit und zum Verhältnis von Wissenschaft und volkstümlichem Bucherlebens veröffentlicht, an denen die „Feste für Bucherlebens“ nicht ohne Stellungnahme vorübergehen können. Einmal wegen der darin enthaltenen Kritik an unserer grundsätzlichen Auffassung der freien Volksbildung, insbesondere an der von uns vertretenen Auffassung der volkstümlichen Bucherlebensarbeit, und dann weil die Ausführungen eines der leitenden wissenschaftlichen Bibliothekare über dies Thema gerade im gegenwärtigen Augenblick von besonderer Bedeutung sind, wo die Diskussion über das Verhältnis von wissenschaftlicher und volkstümlicher Bucherei wegen der bevorstehenden preussischen Neuordnung der Ausbildungs- und Prüfungsfrage besonders lebhaft im Gange ist.

¹ Zentralblatt für Bibliothekswesen. 44. Jahrgang, 1927, Heft 9/10, S. 448.

Zum Thema „Alte und neue Volksbildung“ beschäftigt sich Lehß hauptsächlich mit der kürzlich erschienenen Arbeit Anton Lampas „Kritisches zur Volksbildung“, Berlin 1927. Zum Thema „Wissenschaftliche und volkstümliche Büchererei“ wendet er sich gegen die Ausführungen, die Adolf Daas auf der Wiener Bibliothekars-Versammlung 1926 zu diesem Gegenstande gemacht hat.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, im einzelnen die Ausführungen und kritischen Bemerkungen Lehhs zu prüfen und festzustellen, wie weit er mit seiner Kritik an dem vorerwähnten, was die Benannten in ihren Ausführungen gesagt haben. Lampas Schrift wird in diesen Dingen noch gründlich zu besprechen sein und bei dieser Gelegenheit wird dann auch Einiges zur Berichtigung der Lehhschen Auffassungen bemerkt werden. Nur das Wichtigste sei hier schon angedeutet.

I.

Der wesentliche Einwand, den Lehß gegen Lampas erhebt, richtet sich gegen den Bildungsbegriff Lampas, in dem Lehß den Bildungsgeboten Walter Hofmanns zu bekämpfen unternimmt. Der im Zusammenhang unserer Bücherarbeit mehrfach geäußerte und auch von Lampas jetzt wieder ausgesprochene Gedanke, frühere und heutige Bildung unterscheiden sich dadurch, daß man früher, in Überschätzung der Wissenschaft, Bildung und Wissen gleichzusetzen geneigt war, und daß man heute wieder zu erkennen beginnt, daß Bildung nur Formung des ganzen Menschen sein kann, Bildung seines Verstandes, ebenso wie seiner willensmäßigen ästhetischen und religiösen Kräfte, das veranlaßt Lehß zu einer mit Zitaten überreicht versehenen Polemik gegen die Leute, „die mit dem Jahre 1910 einen neuen Abschnitt in dem volkstümlichen Bücherwesen beginnen und Walter Hofmann an die Spitze stellen“ (a. a. O. 277). Lehß stellt dem gegenüber fest, daß die gleiche Auffassung, die von Lampas, bezw. Hofmann vertreten wird, altes Bildungsgut ist, das in der Geschichte der deutschen Kultur immer wieder vorhanden gewesen und z. B. bei Goethe deutlichste Ausprägung gefunden hat. Insbesondere wendet sich Lehß gegen die Behauptung, der Bildungsbegriff des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts sei wesentlich formal orientiert gewesen, während jetzt erkannt sei, daß Bildung stets auf den Gehalt, das Inhaltliche gehe.

Es ist gar nicht zu verkennen, daß die Bestimmung des Bildungsbegriffes systematisch und geschichtlich ein außerordentlich schwieriges Problem bildet und wenn jemand hierzu gebiegene geistesgeschichtliche Informationen zu geben vermöchte, so wäre das gewiß allen denen, die ernsthaft Volksbildungsarbeit treiben, nur erwünscht. Die Ausführungen jedoch, die Lehß dazu macht, rechtfertigen keineswegs seine polemische Haltung. Er zitiert Philosophen und Historiker älterer und neuerer Zeit, aber ein Verständnis für die entscheidenden Akzente geistesgeschichtlicher Entwicklung vermag er damit weder zu geben noch zu vertiefen. Denn was soll es heißen, wenn er z. B. anführt, daß der gescheitete Lichtenberg, der die Schwächen seiner Zeit so scharf zu kritisieren suchte, über das Bildungsideal der „Poligraphen und Kompilatoren“ gespottet hat und gefordert, man müsse mit eigenen Augen in die Welt sehen? Glaubt Lehß wirklich, daß solche Auffassung, wie Lichtenberg sie publizistisch vertrat, das Bildungsleben des 19. ja selbst noch des 20. Jahrhunderts beherrscht hat? Kann er verkennen, daß das Bildungswesen des ausgehenden 19. und wohlhin noch des 20. Jahrhunderts fast ausschließlich unter der Herrschaft der in höchstem Maße intellektualisierten Univeritätsbildung gestanden hat? Was hat es dem gegenüber zu sagen, daß man bei Lessing, Herder, Goethe und anderen überragenden Menschen Aussprüche finden kann, die Entgegengesetztes besagen? Es kommt bei einer Auseinandersetzung über kulturbildende Tendenzen doch nicht in erster Linie darauf an, Äußerungen einzelner anzuführen, mit denen man ja alles beweisen kann, sondern es gilt zu verstehen, welche ausschlaggebenden Kräfte wirksam und was die nicht theoretisch formulierten, sondern praktisch verfolgten Zielsetzungen waren. Glaubt Lehß zu dieser Frage

etwas beizutragen, wenn er sagt, „es wird keine Unübersicht und keine höhere Schule geben, in der nicht täglich der Geist Goethes umgeht, des Vaters unserer ganzen heutigen Kultur“ und weiter „durch zahllose Kanäle hat sich in legend einer Form dieser Geist auch bis in die untersten Volksschichten verbreitet“ (a. a. O. 279). Kennt Lohy unsere Schulen und Unversitäten wirklich so wenig und kennt er so wenig die „untersten Volksschichten“? Wenn man solche Sätze mit der tatsächlichen Lage unserer Bildungsanstalten oder gar mit der der proletarisierten Massen in Stadt und Land vergleicht, so kann man verstehen, weshalb die Welt der Gedanken und der Ideale in der Wirklichkeit unseres Lebens als Volk eine so geringe Rolle spielt. Merkt Lohy denn wirklich nicht, daß es sich bei dem, was Lampo und W. Hofmann sagen, um das Hervorbrechen eines Bildungswillens handelt, mit dessen Substanz man sich auseinandersetzen muß, wenn man sich überhaupt mit ihm befassen will, und daß man ihm gegenüber mit allgemeinen mehr oder weniger wohlwollenden kritischen Randbemerkungen nichts ausrichten kann?

Was besagt es, gegenüber diesem Willen zu neuer Bildungsarbeit ein Wort zu zitieren, das an sich sehr Eufes sagt, aber genau so gut für wie gegen Lampo und W. Hofmann verwandt werden kann: „Es sind nicht alte, nicht neue Werte, es sind die Werte“, um die im Bildungsleben gerungen wird, und seine Kritik an Lampo, bezw. W. Hofmann mit folgenden Gedanken zu beschließen, daß es seit mehr als zwei Jahrtausenden ein ewig alter Besitz und geistiges Eigentum jeder hohen Kultur gewesen sei, Bildung nicht als eine Ansammlung von Kenntnissen, sondern eine geistige Haltung anzusehen? Sieht Lohy nicht, daß das Problem des Volksbildners ja gerade darin liegt, die echten kulturschaffenden Kräfte freizumachen zu helfen, und daß unsere Bildungsnot dadurch bedingt ist, daß unsere sogenannte Kultur keine „hohe Kultur“ ist!

2.

Wichtiger aber als die Auseinandersetzung mit Lampas Schrift ist für Lohy die Auseinandersetzung mit den Ausführungen von Adolf Waas über wissenschaftliche und volkstümliche Bücherel. Der Waasche Vortrag, auf den sich Lohy in seiner Auseinandersetzung bezieht, ist seinerzeit nur in einem kurzen Auszug veröffentlicht worden (Zentralblatt für Bibliothekswesen, 43. Jahrgang 1926, Seite 477). Jetzt liegt in der Sammelchrift „Der Volksbibliothekar“, Quelle & Meyer, Leipzig 1927, herausgegeben von Hans Hofmann, eine ausführlichere Äußerung von Waas zum gleichen Thema vor. Wenn man die Ausführungen von Waas mit den Lohyschen Randbemerkungen zusammen stellt, so kann man dem Eindruck nicht entgehen, daß Waas und Lohy über recht verschiedene Dinge sprechen. Einer der entscheidenden Einwürfe Lohys gegen Waas ist „Bildungsliteratur könne doch nichts anderes sein als Bearbeitung wissenschaftlicher Werke“ und er fragt „erstaut“: „woher wollen denn die volkstümlichen Bibliotheken in Zukunft die Literatur nehmen, wenn sie nicht mehr von Beleherten geschrieben werden soll? Will man sich mit mißverständlichen Kompilationen aus zweiter und dritter Hand begnügen? Welches man nichts von dem belebenden Hauch des Originals gegenüber der Kopie!“ Wenn man die Waaschen Ausführungen gelesen hat, so ist man über diese Fragen allerdings auch „erstaut“, steht doch in dem Auszug des Waaschen Vortrages, den Lohy selbst veröffentlicht hat, wörtlich „diese Bildung braucht . . . Wissenschaft als Voraussetzung“ (Zentralblatt für Bibliothekswesen, Jahrgang 43, Seite 477). Es dürfte wohl keinem ernstzunehmenden Vertreter neuerer volkstümlicher Bücherelarbeit je eingefallen sein, die Bedeutung der Wissenschaft zu leugnen. Etwas anderes allerdings ist die Behauptung, die mit Nachdruck von uns vertreten wird, daß Bildung nicht mit Wissenschaft identisch sei. Lohy macht sich die Polemik allzu leicht, indem er Waas und seinen Besinnungsfreunden unterstellt, sie seien Verächter von Vernunft und Wissenschaft, und dann mit viel Aufwand die Unhaltbarkeit dieser Position erweist. Ist es wirklich sinnvoll, die an sich schwierigen Erörterungen über die bildungspolitischen Kernfragen dadurch noch zu komplizieren,

daß man den wesentlichen Unterschied von Wissenschaft und Bildung, der von unserer Seite immer wieder betont wird, so mißversteht, als handele es sich dabei um ausschließende Gegenätze? Kann man, selbst wenn in polemischen Auseinandersetzungen einmal zugegriffene Formulierungen gewählt werden, nicht sehen, daß der Gegensatz, der hier behauptet wird, ein Gegensatz ist, wie der des Teils zum Ganzen, wo aber die Wissenschaft der Teil, die Bildung das Ganze ist.

Im Zusammenhang dieser Erörterungen und in Anwendung auf die wissenschaftliche Bibliothek macht Lehý eine Mitteilung, die in der Tat überraschend ist und weiter zu erörtern sein wird, „daß nicht einmal die größere Hälfte der Benutzungen den Universitätsbibliotheken streng wissenschaftlichen Zwecken dient“ (a. a. O. 282).¹ Wenn das tatsächlich so ist und der Vorbehalt nicht in der Bestimmung dessen liegt, was als „streng wissenschaftlich“ anerkannt wird, dann wäre allerdings sehr zu fragen, ob die Darbietung des Bestandes, wie sie heute im allgemeinen in Universitätsbibliotheken üblich ist — Ausleihe und Katalogwesen — wirklich zweckentsprechend ist. Von dieser Feststellung aus, daß die Universitätsbibliothek zum großen Teil allgemeinen Bildungsaufgaben dient, wird es Lehý natürlich leicht, die Wesensverwandtschaft, ja Ähnlichkeit von wissenschaftlicher und volkstümlicher Bücherei zu erweisen. Von der wissenschaftlichen Bibliothek geht, so sagt Lehý (a. a. O. 283), „in ununterbrochener Stufenfolge der Weg über die Einzelstbibliothek der mittleren und der kleinen Stadt, bis zur Zweigbücherei der Vorstadt . . . nirgendwo ist in der Wirklichkeit die scharfe Kluft aufzufinden, die die wissenschaftliche Bibliothek von der volkstümlichen Bücherei trennt. Dieser Gegensatz wird erst von dem Theoretiker künstlich geschaffen und wahrlich nicht zum Segen der gesamten Entwicklung des deutschen Bücherwesens.“ Diese Art der Argumentation ist für Lehýs Ausführungen charakteristisch. Es ist zwar nicht zu bestreiten, daß es eine große Zahl von Übergangserscheinungen im Bibliothekswesen gibt, zumal da die neue volkstümliche Bücherei erst im Werden ist. Selbst, wenn manches von dem, was Lehý sagt, die Situation, die an manchen Stellen des Bibliothekswesens noch besteht, annähernd richtig beschreibt, so sagt das nichts dagegen, daß volkstümliche Bücherei und wissenschaftliche Bibliothek in Aufbau, Arbeitsweise und Zweck tatsächlich voneinander aufs schärfste verschieden sind, und daß daraus ganz verschiedene Existenzbedingungen für beide Institutionen bestehen, beziehungsweise geschaffen werden müssen.

Gewiß wird auch Lehý kaum diese Tatsache bestreiten. Aber ihm scheint darin offenbar eine Gefahr zu liegen; man solle, so sagt er, „heute mehr als je darauf bedacht sein, nicht das Trennende, sondern das Verbindende in allen Lebensformen zu sehen“ (S. 283). Geht die Entwicklung unseres ganzen Bildungswesens nicht vernünftigerweise gerade in der entgegengesetzten Richtung? Warum entstehen immer neue Ausbildungsmöglichkeiten für die heranwachsende Jugend? Warum hat der größte Staat Deutschlands nicht seine Lehrerausbildung den Universitäten übertragen, sondern in den Akademien neue Institute geschaffen, die auf neuen Wegen ihre Bildungsaufgaben verwirklichen sollen? Warum ent-

¹ Bemerkenswertes Material zu dieser Frage bringt der Vortrag Professor Dr. Otto Blaunings über den mittleren Dienst. Mitgeteilt in dem Heft 9/10 des Zentralblattes für Bibliothekswesen, 44. Jahrg., S. 436—446. Ein besonders wichtiger Satz daraus sei zitiert: „Durch wird der Schwerpunkt ihrer Wirksamkeit (gemeint sind die wissenschaftlichen Bibliotheken) mehr oder minder starkem Verschieben unterliegen und ihr Vorgehen dementsprechend im einzelnen wesentlichen Abwandlungen auch nach der von den Volksbibliotheken vornehmlich gepflegten Seite hin unterworfen sein“ (a. a. O. 442).

Wenn es gelten würde, auf Grund dieser Einsicht die Ausbildung des Personals für die wissenschaftlichen Bibliotheken zu reformieren, würden gewiß die Anhänger der neueren volkstümlichen Bücherarbeit die Bedeutung dieser Aufgabe nicht verkennen und ihre Hilfe dabei nicht versagen.

H. B.

stehen immer mehr Bildungsanrichtungen mannigfachster Art für Erwachsene? Doch deshalb, weil auf dem Gebiet des kulturellen Lebens die Aufgaben um so besser erfüllt werden können, je mehr die Institutionen ihren besonderen Aufgaben angepaßt sind, und weil Zentralisation und Zusammenfassung zwar im Leben der Wirtschaft und der Industrie, aber nicht im Leben der Erziehung und Selbstbildung ihren Sinn haben. Deshalb soll es denn gerade „heute“ nötig sein, zu uniformieren und die freie Entwicklung des Bildungswesens zu unterbinden? Man könnte mit viel größerem Recht das Gegenteil als erforderlich bezeichnen, denn wenn wir uns als Volk in unseren tiefsten Lebenskräften gegen die auf technisch-wirtschaftlichem Gebiet vielleicht unvermeidliche, aber überaus gefährliche Tendenz der Konzentration und Mechanisation gesund und stark erhalten wollen, so ist dafür die rückhaltlose Anerkennung der Eigengesetzlichkeit auf geistigem Gebiet unerläßliche Bedingung.

Aus solchen Erwägungen fordert die vollständige Bücherei ihre Selbständigkeit und wehrt mit allen Mitteln darum kämpfen, nicht um der wissenschaftlichen Bibliothek die große Bedeutung auf ihrem Gebiet, eben dem der Wissenschaft, zu bestreiten, die sie im Gegenteil immer wieder nachdrücklich und rückhaltlos anerkennt, sondern um der Volksbildung willen, der sie sich dienstbar weiß.

3.

Auf dem dritten Abschnitt der Lehmannschen Randbemerkungen zu erwidern, ist ohne ungebührliche Verschärfung der Polemik nicht möglich. Wenn man — wie es Lepp für richtig hält — einem Kreis von Menschen, die seit Jahren und Jahrzehnten ihre Bücherarbeit praktisch und publizistisch vertreten, deren Bücherinstitute der Öffentlichkeit zugänglich sind und in jeder Beziehung ihrer Kritik unterworfen sind, wenn man einem solchen Kreis vorwirft, daß er gegenüber seinen Gegnern „die Methode des Verschweigens und Entstellens offener Tatsachen“ übt, daß er das „ohne Rücksicht auf die geschehenden Folgen eines solchen Verfahrens“ tut, ja daß er sich nicht scheut, Tatsachen in entgegengesetzte Behauptungen umzuwandeln — so sehen wir keine Möglichkeit, auf diese Art der Polemik einzugehen. Wir können sie hier nur feststellen, damit jeder sich selbst ein Urteil darüber bildet. Um so peinlicher wirken diese Angriffe Lepps, als sie sich verbinden mit grundsätzlichen Erörterungen über die Frage der Literaturbeurteilung, die nicht den Eindruck erwecken, daß besonders eindringliches Nachdenken auf dieses Problem verbannt worden ist. Man muß schon nachlesen, was Lepp von S. 285 an über die Fragen der Literaturkritik schreibt und sich dann entscheiden, ob man mit Lepp in diesen zentralen Fragen des Verhältnisses von Schrifttum und Nation „bloße Geschmacksfragen“ sehen will, die immer wieder zu erörtern von einer höheren Werte aus als töricht erscheint. Schon der Umstand, daß Lepp auf Äußerungen verweist, die er vor zehn Jahren zu diesem Thema veröffentlicht hat, und die er heute noch als zutreffliche Formulierungen seiner Anschauungen auf diesem Gebiet bezeichnet, schon dieser Umstand ist bestrebend, angesichts der umfangreichen und gründlichen Bearbeitung, die diese Fragen seit jener Zeit gefunden haben. Noch bestreblicher ist es, wenn die Erörterung in eine Lobpreisung des „großen Erzählertalents der Marxist“ übergeht. Nun ist auch hier zuzugeben, daß die Frage, welche Rolle Ritsch und Schund für die seelische und geistige Entwicklung unseres Volkes spielt, immer wieder neuer Erörterung und Klärung bedarf. Aber so wie Lepp diese Fragen ansieht, so ist eine irgendwie bemerkenswerte Klärung nicht zu erwarten, auch selbst dann nicht, wenn man die hübsche Stelle, die er aus Ludwig Thoma zitiert, richtig und gutwillig deutet, als er es getan hat. Man kann es ja doch kaum als gutwillig bezeichnen, wenn Lepp meint, die Torheit der Volksbibliothekare damit ad absurdum führen zu können, daß er fragt, „ob denn nun jeder dieser Krieger Bauern“, an denen Thoma in jenem Zitat seine Freude zum Ausdruck gebracht hat, „nun auch noch in ein inneres Verhältnis zur nationalen Literatur

versehrt werden sollte, damit der ideale gesellschaftliche Zustand erreicht wird, den die Leipziger Bücherei in ihrem Programm hat", und wenn er, einmal im Zug der Satire, fortfährt, „ob auch Homer in den Buchartenapparat schon eingekehrt und einem Lebens- und Kulturkreis zugeteilt sei?" (a. a. O. 286). Lehrs scheint sich eine tadellose Vorstellung von der Tätigkeit der Volksbibliothekare zu machen, wenn er behauptet, daß sie, anstatt vernünftige Dinge zu treiben, „umso eifriger . . . an der Marillit, dem Hadländer, Gerstäder, Banghofer mit dem Jenzurist geprüft und in subtilen Unterscheidungen festgestellt haben, was an ihnen noch Bildungswert hat, was Klisch und was Schund ist, welchem Kulturkreis dieses, welchem Lebenskreis jenes Werk angemessen ist" (a. a. O. 286). Die lesernumblichen Forschungen, die als Grundlage der Volksbildungsarbeit nicht nur von Volksbibliothekaren, sondern auch von sehr ernst zu nehmenden Vertretern der Wissenschaft längst in ihrer außerordentlichen Wichtigkeit erkannt sind, kann doch Lehrs damit kaum ernstlich kreditieren wollen. Und wenn er zur Frage der volksbibliothekarischen Beratung sagt, daß es individualisierende Behandlung des Lesers so lange gebe, wie es öffentliche Ausleihbibliotheken gibt, so beweist er damit nur, daß er vom Wesen solcher Beratung und von dem tatsächlichen Zustand des volkstümlichen Bücherwesens nur eine sehr schattenhafte Vorstellung hat. Will Lehrs ernstlich die volksbibliothekarische Propagierung von Klischeliteratur mit dem Hinweis darauf begründen, daß es bedeutende Leute gibt, die gern solche Literatur lesen, so könnte er ebenso gut folgern, man sollte Freikarten für Litterbären ausgeben, weil es bedeutende Menschen gibt, die gern Absinth trinken. In der volkstümlichen Bücherarbeit handelt es sich ja gar nicht um die Frage führender Einzelmenschen, sondern die Aufgabe ist, mit den öffentlichen Mitteln, die zur Verfügung gestellt werden, für bildungshungrige und bildungswillige Menschen solche Bücher bereitzustellen, von denen nach besser und immer wieder geprüfter Überzeugung der verantwortlichen Bibliothekare aufbauende Kräfte ausgehen, Bücher, die nicht nur dem einzelnen einen ästhetischen Genuß verschaffen, sondern auch die Willens- und Selbstkräfte zu formen imstande sind. Wenn Lehrs meint, daß das Theorien seien, die am Schreibtisch ausgeklügelt sind, und die in schulmeisterlicher Weise die Werke der Literatur zu betrachten geeignet sind, so mag das als seine Privatmeinung ja bestehen bleiben. Die meinen gerade im Gegenteil, daß diese Anschauungen aus enger Verbindung mit dem alltäglichen Leben unseres ganzen Volkes erwachsen sind, und daß in der scheinbaren Liberalität der lehrschen Auffassungen im Gegenteil eine seltsame Fremdbheit gegenüber den entscheidenden Kräften menschlichen und volkstümlichen Lebens sich ausdrückt.

Soll die Diskussion über die Grundfragen der Volksbildungsarbeit und insbesondere des volkstümlichen Bücherwesens mit Aussicht auf Förderung der Sache geführt werden, so gehört schon ein etwas gründlicheres Eindringen in die entscheidende Problematik dieses Sondergebietes der Bildungsarbeit dazu, als es dieser Aufsatz Lehrs betritt. Es ist erfreulich zu wissen, daß auch unter den wissenschaftlichen Bibliothekaren Lehrs Ansichten durchaus nicht die allein herrschenden sind. Auch die Ausführungen, die der Gießener Universitätsbibliothekar Professor Dr. Georg Koch in seinem bereits angeführten Aufsatz „Bildung, Wissenschaft und volkstümliche Bücherei" macht, sind des Zeuge.¹

Heinrich Beder

¹ Da der Aufsatz von Dr. Georg Koch unabhängig von dem besonderen äußeren Anlaß seines Erscheinsens bedeutende grundsätzliche Ausführungen bringt, sind Sonderdrucke dieses Artikels hergestellt worden. Sie sind für die Leser dieser Zeitschrift durch die Deutsche Zentralfstelle für volkstümliches Bücherwesen, Leipzig N 22, Röntgenstraße 8, zu erhalten. D. S.

III. Generaldirektor Krüß und die volkstümlichen Büchereien

In der Übersicht im vorigen Hefte dieser Zeitschrift sind die verschiedenen Etappen im Kampf um die Autonomie der volkstümlichen Büchereien im Ausbildungs- und Prüfungs- wesen aufgeführt worden. Die letzten staatlichen Regelungen fallen in die Jahre 1916 (Preußen) und 1917 (Sachsen). Lübeck hat sich 1925 der sächsischen Regelung angeschlossen. Die preussische Regelung von 1906 wird heute allgemein prelägegeben, eine Neuregelung der gesamten Angelegenheit steht bevor. Mit vorbereitenden Arbeiten ist Geheimrat Krüß, Generaldirektor der preussischen Staatsbibliothek, Vorsitzender des preussischen Bibliotheks- beirates, beauftragt worden. Er hat einen Entwurf ausgearbeitet, der nun den Gegenstand der Auseinandersetzung bildet und zu dem die entscheidenden Instanzen im preussischen Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung werden Stellung nehmen müssen. Soweit wir sehen können, findet der Entwurf die volle Billigung der Mehrzahl der Bibliothekare der wissenschaftlichen Bibliotheken. Die Volksbibliothekare werden zugeben müssen, daß der Entwurf gegenüber der preussischen Regelung von 1906 einen entschiedenen Fortschritt bedeutet. Ebenso sicher ist aber auch, daß der Entwurf hinter der sächsischen Lösung von 1917 weit zurückbleibt und daß er auch den klaren Forderungen der volks- bibliothekarischen Berufsorganisationen durchaus nicht entspricht. Das, was 1906 eine Tat gewesen wäre, ist 1927 doch nur eine Halbmacht.

Dieser Entwurf hat eine Vorgeschichte. Im Frühjahr dieses Jahres fand über die Angelegenheit, die durch den Entwurf geregelt werden soll, in der Leipziger Universitäts- bibliothek in Gegenwart einer Anzahl Vertreter der wissenschaftlichen Bibliotheken eine Aussprache zwischen Geheimrat Krüß und mir statt. Auf Grund der Aussprache arbeitete Geheimrat Krüß seinen Entwurf aus, den er den Teilnehmern an der Leipziger Besprechung zur Begutachtung zusandte. In einem sehr ausführlichen Gutachten suchte ich die Einwände, die der volksbibliothekarische Beruf gegen die von Krüß vorgesehene Regelung zu erheben hatte, zu formulieren und zu begründen. Sowohl die Aussprache in Leipzig — die nicht von mir, sondern von Krüß angeregt worden war — als auch der daran anschließende Brief- wechsel vollzogen sich in den denkbar angenehmsten Formen. Wir, das heißt die Vertreter der volkstümlichen Bücherei, durften demnach hoffen, daß die weitere Behandlung der Ange- legenheit, unbeschadet aller Meinungsverschiedenheiten in der Sache selbst, in den gleichen sachlichen Bahnen weitergehen würde. Wenigstens soweit Geheimrat Krüß an den Aus- einandersetzungen beteiligt sein würde. In dieser Erwartung sehen wir uns getäuscht. Auf der Dortmunder Jahresversammlung des Vereins deutscher Bibliothekare hat Geheimrat Krüß von den Volksbibliothekaren, die in der Ausbildungs- und Prüfungsfrage anderer Meinung sind als er, in einer Weise gesprochen, die nach den vorangegangenen lokalen Verhandlungen auf das äußerste bestrebend muß.

Auf der Versammlung wurde unter anderem das Thema „Der mittlere Dienst“ erörtert. Professor Dr. Glauning, der Direktor der Leipziger Universitätsbibliothek, hielt hiezu ein Referat, das die Angelegenheit ganz wesentlich vom Standpunkt der wissenschaft- lichen Bibliothek aus behandelte. Soweit Glauning die Frage der Vertoppelung der Aus- bildung für den mittleren Dienst an der wissenschaftlichen Bibliothek mit dem Dienst an der volkstümlichen Bücherei berührte, trat eine Auffassung zutage, der wir uns nicht anschließen können. Aber Glaunings Formulierungen waren in dieser Hinsicht so zurück- haltend und zugleich so streng sachlich, daß eine in diesen Bahnen geführte Aussprache zwischen den Bibliothekaren von hiesigen und drüben sicher zu einem Erfolg führen könnte. Das, was Glauning am Herzen zu liegen scheint, die Befruchtung der wissenschaftlichen Bibliothek durch bestimmte Arbeitsformen und Arbeitshaltungen der volkstümlichen Bücherei,

würde sich wohl ohne Zweifel auch auf anderem Wege als dem der mechanischen Vervielfältigung beider Ausbildungs- und Prüfungsgänge erreichen lassen.

Somit so gut. Nun aber griff Beheimrat Krüß in die Diskussion ein. In seinen verhältnismäßig kurzen Ausführungen blieben die folgenden Sätze das Haupt- und Mittelstück:

„Diesenige Seite im Streit, die geneigt sei sich als die moderne zu bezeichnen, sei eigentlich die unmoderne. Mit ihrer theoretischen Einstellung der Volksbibliothek gehe sie auf einen sozialen Gesichtspunkt zurück, der vielleicht bis zum Jahre 1914 gegollt haben möge. Seitdem seien wir alle andere Menschen geworden. Wenn man heute Bibliotheken errichte, so solle man sie nicht für das Proletariat allein aufbauen, sondern auch für den Mittelstand.“ („Zentralblatt für Bibliothekswesen“, 44. Jahrgang 1927, Seite 448).

Was kann es, fragt man sich, — was kann es bedeuten, wenn Beheimrat Krüß auf der Jahresversammlung der wissenschaftlichen Bibliothekare bei der Erörterung der Aus- bildungs- und Prüfungsfrage plötzlich auf den Streit der Richtungen im deutschen Volks- bibliothekswesen zurückgreift, eine dieser Richtungen in den Zusammenhang mit dem Autonomie- kampf bringt und zugleich diese Richtung vor seinen Berufsgenossen als einseitig proletarisch freundlich zu charakterisieren versucht? Es bleibe dahingestellt, welche Absichten Beheimrat Krüß bei diesem Vorstoß geleitet haben mögen. Wir stellen hier nur noch einmal das folgende fest, was freilich im Volksbibliothekswesen jedem Praktikanten im zweiten Semester bekannt sein dürfte: Die Autonomieforderung der Volksbibliothekare ist keine Angelegenheit einer bibliothekarischen Gruppe oder Richtung, sondern des gesamten Berufsstandes. Schon seit einem halben Jahrzehnt wird sie immer wieder von dem Verband der deutschen Volks- bibliothekare erhoben, der die volksbibliothekarischen Berufsgenossen ohne jeden Unterschied der Richtungen umfaßt! Der Verband hat die Forderung zum ersten Male auf seiner Gründungsversammlung im Jahre 1922 in Kassel einstimmig zum Beschluß erhoben, — obwohl damals die sogenannte moderne Richtung, nämlich die Zentralstellengruppe, auf der Versammlung in entscheidender Minderheit war! Seitdem ist diese Forderung auf jeder Zusammenkunft des Verbandes erneut erhoben worden, alle dahin zielenden Beschlüsse sind einstimmig gefaßt worden. Erst jetzt hat der erweiterte Vorstand des Verbandes, der in bezug auf die Richtungen im Volksbibliothekswesen parteilich zusammengesetzt ist, einen die früheren Beschlüsse und Forderungen wiederholenden einstimmigen Beschluß dem preussischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung übermittelt.¹ Wenn also im volks- tümlichen Bibliothekswesen heute noch ein Richtungsgegensatz besteht — alle Anzeichen deuten darauf hin, daß er in etwa fünf Jahren nicht mehr bestehen wird —, dann liegt dieser Gegensatz auf einer ganz anderen Ebene als auf der, in der die Autonomieforderung der volkstümlichen Bibliothekare gründet. Dient Beheimrat Krüß wirklich der Sache des deutschen Bibliothekswesens, wenn er versucht, seinen Entwurf nach dem alten Grundsatz „Zelle und herrsche“ zu retten, anstatt seine Berufsgenossen darüber zu informieren, daß die Bedeutung der Autonomieforderung der Volksbibliothekare gerade darin zum Ausdruck kommt, daß an dieser Stelle jener Gegensatz der Richtungen aufgehoben ist!

Nun ist freilich richtig, daß die sogenannte neue Richtung — als „moderne“ uns zu bezeichnen, haben wir nie die Geschmackslosigkeit besessen — sich schon sehr frühzeitig und mit besonderem Nachdruck für die Autonomie der volkstümlichen Bibliothekare eingesetzt hat. Richtig ist auch, daß die Autonomiebewegung wohl eine vorübergehende Lähmung erfahren würde, wenn die Leipziger Richtung in diesem Kampfe unschädlich gemacht werden könnte. Möglic

¹ Siehe Seite 342 dieses Heftes.

wäre das vielleicht, wenn es gelänge, diese „moderne“ Richtung als eine hinzustellen, die „für das Proletariat allein“ gedacht ist. Ein Versuch in dieser Richtung könnte mit einiger Aussicht auf Erfolg freilich nur innerhalb eines Kreises gemacht werden, dem, eingesponnen in seine eigenen Berufsaufgaben, die Berührung mit der Volksbüchereibewegung unserer Zeit fehlt. Denn wie steht es im ersten Satz der Programmschrift der Deutschen Zentralstelle?

„Die Aufgabe der volkstümlichen Bücherei besteht nicht darin, den unbemittelten Schichten etwas unentgeltlich oder billig zu geben, was andere Schichten schon besitzen, sondern darin, auf dem Gebiete des geistigen Güteraustausches einen bestimmten Zustand für die gesamte Nation herzustellen.“¹

Oder:

„Aus diesen Voraussetzungen erwächst die Aufgabe der volkstümlichen Bücherei. Sie sichtet und sammelt das lebendige literarische Gut, das belletristische sowohl als auch das nicht fachwissenschaftlich belehrende, und zieht zu seiner Benutzung die gesamte, für die echten Werte empfängliche Bevölkerung heran. Die gesamte Bevölkerung! So wie die Not allgemein und umfassend ist, so muß auch die Maßnahme, die der Überwindung der Not dienen soll, allgemein und umfassend sein.“ (Ebenda.)

Aber hören wir nicht nur, was die „neue Richtung“ in dieser Beziehung von sich selbst sagt.

„Volksbildungsarbeit setzt voraus, daß man ein Bild vor sich habe, nach dem man hinstrebt, und ich glaube, das Bild, das der Bildungsarbeit der Zentralstelle vorgezeichnet hat, ist der Gedanke des Volkes, des deutschen Volkes. . . . Deshalb sind die Bestrebungen, die von hier ausgehen, das nationale Schrifttum in den Dienst des Werdens der Nation zu stellen, von so außerordentlicher Bedeutung für die Geschichte des gesamten deutschen Volkes. Hierin sehe ich die eminente Bedeutung, die diese Volksbüchereiarbeit hat. Sie wird aber dauernd nur von Erfolg getragen sein, wenn sie von dem Geist beseelt bleibt, der hier zu Hause ist und der vorbildlich sein sollte für unser ganzes deutsches Volk in seinem Schaffen. Es ist der Wille zum Dienst an der Gemeinschaft.“

Das ist die Auffassung, die der preussische Kultusminister Beder von der Arbeit und Zielsetzung der Deutschen Zentralstelle auf der Leipziger Büchereifeler im Herbst 1925 zum Ausdruck brachte.²

Aber vielleicht ist das alles doch nur eine Dekoration, und vielleicht ist auch Kultusminister Beder das Opfer des schönen Programms der Zentralstelle geworden? Vielleicht steht es in der Praxis doch anders aus? Wie steht es damit zum Beispiel in den Stammbüchereien der neuen Bücherelbewegung, in den städtischen Bücherhallen zu Leipzig? So steht es: von den 19.321 Lesern des Jahres 1926 gehörten 8.391, also noch nicht 45 Prozent, der proletarischen Bevölkerung, die größere Hälfte aber dem Mittelstand an! Und noch in keinem Betriebsjahr hat die Zahl der proletarischen Leser die der bürgerlichen Leser überwogen.

So die Grundzüge der neuen Bücherelbewegung. So das Urteil unbefangener, aber mit Verantwortungsbewußtsein sprechender Männer. So die tatsächliche Praxis. Aber im Jahre 1927 darf Herr Generaldirektor Krüß es wagen, unter dem Beifall seiner Berufs-

¹ Volksbücherei und Volkwerdung. Kleine Schriften zur Bücherfrage. Herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Bücherwesen. 1925. Quelle & Meyer.

² Die Leipziger Büchereifeler. Bericht 1925, S. 11.

genossen zu behaupten, die moderne Richtung im Bücherwesene gehe mit ihrer theoretischen Einstellung auf einen sozialen Gesichtspunkt zurück, „der vielleicht bis zum Jahre 1914 gegolten haben möge,“ und demgegenüber zu fordern, daß die Volksbücherei nicht „für das Proletariat allein, sondern auch für den Mittelstand“ arbeiten möchte.

Wenn wir daran denken, daß Geheimrat Krüß wenige Zeit vor jener Diskussionsrede sich nicht gescheut hat, sich mit dem ausgesprochensten Vertreter dieser angeblich so proletarisch eingestellten Richtung an den Verhandlungstisch zu setzen, so darf vielleicht immer noch gehofft werden, daß es sich bei jenen Sätzen um eine einzelne Entgleisung eines temperamentvollen Menschen handelt. Sollte das aber die Methode sein, nach der die wissenschaftliche Bibliothek glaubt, ihren Kampf gegen die Forderungen deutscher Volksbibliothekare führen zu müssen, dann könnte die wissenschaftliche Bibliothek, welches auch das Schicksal des Krüßschen Entwurfs sein möge, nur mit einer schweren Einbuße an Prestige aus diesen Kämpfen hervorgehen.

Walter Hofmann

Hermann Nohl: Die Autonomie der Volksbibliothek und ihre Gegner

Univ.-Professor Dr. Hermann Nohl bringt in Nr. 1 des 3. Jahrganges der „Erglehung“, Monatschrift für den Zusammenhang von Kultur und Erziehung in Wissenschaft und Leben (Quelle u. Meier, Leipzig), einen Aufsatz, dem wir die folgenden bedeutenden Ausführungen entnehmen.

Die Schriftleitung.

„Die Volksbildungsarbeit, wie sie sich heute in den Volksbibliotheken entwickelt hat, ist einer der stärksten Altposten in der pädagogischen Bewegung der Gegenwart. Sie konnte das erst werden, seitdem sie ihre Autonomie gefunden und sich von der bisherigen Unterordnung unter die ganz andere Lebensform der wissenschaftlichen Bibliothek befreit hatte. Dieses geistige Selbständigwerden mußte aber mit Notwendigkeit dazu führen, auch die Ausbildung der Mitarbeiter, die bisher durch die wissenschaftliche Bibliothek führt und den Volksbibliothekar mit dem mittleren Beamten dort identifiziert, zu verselbständigen. Die theoretische Rechtfertigung dieser Trennung liegt jetzt vor in dem von Hans Hofmann herausgegebenen Buch „Der Volksbibliothekar, seine Aufgabe, sein Beruf, seine Ausbildung“, Quelle u. Meier, Leipzig 1927. Wer die Volksbildungsarbeit wirklich kennt, weiß, daß der Standpunkt, der hier genommen wird, unter den gegebenen Verhältnissen der allein richtige ist. (Im Original nicht gesperrt. D. Sch.) Angeichts der Not, mit der wir zu tun haben, gibt es gar keinen anderen Weg heute, als die Volksbibliothek mit aller Hingabe in den Dienst der Sozialpädagogik zu stellen, und es kann gar keine Rede mehr davon sein, diese große, selbständige Arbeitsrichtung der Form des mittleren Bibliotheksbeamten und seiner Ausbildung zu unterwerfen. Wir brauchen hier ganz andere Menschen, von anderer Bestimmung und von anderem Können.“

Wenn diese Selbständigkeit der Volksbibliothek heute noch von den wissenschaftlichen Bibliotheken bestritten wird, so ist es wirklich schwer, ihren wahren Grund dafür anzugeben. Der unparteiliche Zuschauer, der Augen und Ohren offen hat, wird den Eindruck nicht los, daß der Kern dieser Stellungnahme ein sehr realistischer ist, und manchmal möchte man gar meinen, es sei ganz einfach die Tatsache, daß die wissenschaftlichen Bibliotheken für ihr Signatúrausfeschreiben die Praktikantinnen der Volksbibliotheken zur Zeit nicht entbehren können, die ihre Überzeugung hier bedingt. Im Juni-Heft des Zentralblattes für Bibliothekswesen hat aber nun Georg Leß in „Randbemerkungen zum volkstümlichen Bibliothekswesen“ eine eigenartige Ideologie dieser fragwürdigen Stellung zu geben versucht, die auch

für andere Kreise interessant ist, denn von diesem Auffatz aus angesehen erweist sich die Haltung, die die wissenschaftlichen Bibliotheken einnehmen, als eine deutliche Parallelerklärung zu der allgemeinen pädagogischen Reaktion dieses Jahres. Leßy schließt sich den Grenzsetzungen, die heute von dem Humanismus her der Sozialpädagogik von allen Seiten entgegengehalten werden, von dieser Seite her an.

Als Gegner erscheint die Leipziger Richtung — Walter Hofmann, Lampo und Waas als ihre Hauptvertreter. Zunächst wird gezeigt, daß der Bildungsbegriff, der hier entwickelt wird, uralt sei und das geistige Eigentum jeder hohen Kultur. Die Leipziger werden das kaum bestreiten, sie werden nur fragen, ob dieser hohe Bildungsbegriff denn auch die Arbeit in unseren Volksbibliotheken geleistet habe, worauf es doch allein ankomme und was auch Leßy nicht bejahen werde.

Leßy wehrt sich dann weiter gegen die Trennung von wissenschaftlicher und volkstümlicher Bibliothek. Wenn die Volksbibliothek ihr Ziel in der Bildung sähe, so habe die Wissenschaft doch eine entscheidende Bedeutung für die Bildung, und auch die wissenschaftlichen Bibliotheken ständen „für allgemeinere Bildungsziele“ zur Verfügung. Es muß einen überraschen, wenn man sieht, wie dieser aristokratische Humanismus, der sonst immer für Trennen ist, hier, wo es um seine Interessen geht, mit Pathos betont, es käme doch heute darauf an, das Verbindende in allen Lebensformen zu suchen. Theoretisch kann man ebensogut umgekehrt sagen, daß alle Entzweiung nur gelingt, wo sich die verschiedenen Funktionen reinlich herausarbeiten, und unser Wille zur Einigung und zur Anerkennung auch der andern bedeutet nicht Vertilgung des eigenen Wesens der verschiedenen Leistungen, sondern setzt die Anerkennung solcher Selbständigkeit voraus.“

Der Verband Deutscher Volksbibliothekare zur Ausbildungsfrage

„Im Mittelpunkt des büchereipolitischen Interesses steht zur Zeit die Ausbildungsfrage. Die Kommission für das Ausbildungswesen hat im März d. J. dem preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung eine Denkschrift unterbreitet.¹

„Wiederholt haben wir schriftlich und mündlich die an sich selbstverständliche Forderung zum Ausdruck gebracht, daß zu den Beratungen im Ministerium Vertreter des volksbibliothekarischen Berufsverbandes hinzugezogen werden. Wir erhielten darauf den Befehl, daß im Herbst eine Besprechung stattfinden soll, und daß der Minister auch Vertreter des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare zur Teilnahme auffordern wird. Daraufhin beschäftigte sich der erweiterte Vorstand in der Sitzung vom 29. August 1927 nochmals eingehend mit der Frage. Auf Grund dieser Besprechung wurde an das preußische Ministerium das folgende Schreiben gerichtet:

Berlin, den 10. September 1927.

Der erweiterte Vorstand des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare hat sich in der Sitzung am 29. August erneut mit der Ausbildungsfrage beschäftigt, unter anderem auch mit der Behandlung dieser Angelegenheit auf der diesjährigen Tagung des Vereines Deutscher Bibliothekare in Dortmund. Er betont, daß er nach wie vor an den auf seinen Mitgliederversammlungen in Kassel, Erfurt und Berlin beschlossenen

¹ Diese Denkschrift ist bereits in Nr. 2 der „Hefte für Büchereiwesen“, XI. Bd., 1927, S. 133 ff., veröffentlicht.

Richtlinien für die Vorbildung und Ausbildung des volksbibliothekarischen Personals festhält. Der Vorstand hat mit Befriedigung davon Kenntnis genommen, daß Vertreter des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare zu der in Aussicht gestellten Besprechung hinzugezogen werden sollen; er erbittet Nachricht über die Zahl der zu entsendenden Vertreter.

(gez.) Unterschriften.

„In der gleichen Frage und im Sinne unserer alten Forderungen erstattete der Vorsitzende Professor Dr. Fröh ein Referat bei der Kommissionsberatung des Vereines Deutscher Volksbibliothekare“.

(Aus dem „2. Mitteilungsblatt des Verbandes
Deutscher Volksbibliothekare L. D.“ Oktober 1927.)

Von der 23. Versammlung Deutscher Bibliothekare.

„Als Referent der in Wien gewählten Kommission des ‚Vereines Deutscher Bibliothekare‘ für die Ausbildung verlas alsdann Bibl.-Direktor Professor Fröh, Berlin, Vorsitzender des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare folgenden, kurzen Bericht:

Die Kommission hat an der Hand der von Herrn Generaldirektor Kräß dem Preussischen Senat vorgelegten Veltfähe die grundsätzlichen Fragen erörtert. Da eine Einigung hier nicht zu erzielen war, verzichtet die Kommission ihrerseits darauf, der Versammlung formulierte Veltfähe vorzulegen. Sie unterbreitet indes der Versammlung einstimmig folgenden Entschlußentwurf:

„Der Verein Deutscher Bibliothekare hält es für notwendig, daß vor dem endgültigen Erlass einer Prüfungsvordnung Vertreter der zuständigen volksbibliothekarischen Berufsvereinigungen, nämlich des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare, zur mündlichen Beratung hinzugezogen werden.“ (Aus „Zentralblatt für Bibliothekswesen“, 44. Jahrgang, 1927, S. 436.)

Bücherkunde

Die Bemerkung „Eingestellt“ oder „Nicht eingestellt“ am Schlusse einer jeden Besprechung bezieht sich auf die Anschaffungsentscheidung der Städtischen Bibliotheken zu Leipzig.

Schöne Literatur

Paul Ernst, *Der Schatz im Morgenbrotstal*. Roman. Berlin: Brunswald 1926, Horen-Verlag. 202 Seiten. Preis br. 4.— M.

Obwohl sich die Geschichte kurze Zeit nach dem Westfälischen Frieden zuträgt, darf man sie nicht ohne weiteres unter die historischen Romane rechnen. Der Dichter selbst tut es nicht, und er hat auch auf das, was gewöhnlich die „historische“ Erzählung charakterisiert, keinerlei Gewicht gelegt. Also kein Anspruch an geschichtliche Kenntnisse, keine Belehrung, keine Zeitbilder, keine historischen Details! Nicht einmal Gesicht und Kostüm ist gezeichnet. Und dennoch eignet der Dichtung eine unbedingte, allgegenwärtige historische Treue, weil ein Ton aus dem Innern der Menschen und Dinge hervorbringt, weil ein Geist in ihrem Tun und Leiden lebt, der einmalig ist und keinem anderen Jahrhundert angehören könnte.

Ein junger Bursche, Kind des großen Krieges, entläuft den im Harz landstreichenden Soldaten, findet Unterkommen bei einer alten Frau und bringt mit seiner felschen Kraft ihre ruinierte Bauerntochterschaft wieder in die Höhe. Und es ist herrlich zu sehen, wie er, gleich einem umgepflanzten Bäumchen, dunkle Wurzeln in den fruchtbaren Boden schlägt und festwächst. Aber noch einmal bedroht ihn ein rauher Nachsturm des Krieges. Soldatengelindel, das früher hier, in einem verlassenem Schacht des Morgenbrotstales, einen Schatz versteckt hat, kommt zurück, seine Beute zu holen. Erst kommt einer zu dem ungleichen Paare in den Hahnenklee, in seiner Sterbekunde das Geheimnis toter Willen verrätend, und danach andere in das Nachbargut, mordend, brennend, sich selbst vernichtend, indes Hermann (der Bursche) den Schatz mit List in Sicherheit bringt. Und als ob in dieser Zeit die tiefsten Wunden durch Wunderkräfte geheilt würden, so schließen die Menschen an den offenen Gräbern ihrer Angehörigen bereits neue Sündnisse, voll des Willens zur Arbeit, zum Aufbau des Lebens.

Die Schönheit der Erzählung ist groß und in einigen Stellen völlig überwältigend, der Aufbau von ebenso großer Einfachheit wie höchster Kunst. (Der Form nach steht die Dichtung der Novelle näher als dem Roman.) In starkem, ununterbrochenem Zuge, von einer beglückten Sprache geformt, bildhaft, eindringlich und untergeßlich gehen die Begebenheiten ihren Gang, erschüttern das Herz und bewegen die Seele durch unausgesprochenes, wie: Treue und Begierde, Arbeit und Raub, Berufung und Verdamnis, Träger des Lebens und Abfall. Diese Dichtung ist wahrhaftig ein Meisterstück unter der neueren Erzählung.

Eingestellt.

Daher

Alphonse de Chateaubriant, *Schwarzes Land*. Roman. Übersetzt von Rudolf Schottländer. Berlin 1925, Verlag Die Schmiede. 408 Seiten. Preis geb. 7.— M.

Zwischen der kalten Mündung, dem Ozean und dem festen Lande liegen die schlammigen Dschungeln der Brèrre, gleich merkwürdig als Landschaft wie durch den Menschenlag, den sie herangezogen. Als hätte die Natur vergessen ihre Elemente zu scheiden, wechseln hier Erde, Luft und Wasser einander ab. Aber eben diese Mischung bietet dem Menschen, der sie zur Heimat hat, alles, dessen er zum Leben bedarf: Fische, Vorrat, Schilf, Futter für einlges Vieh. Freilich ist es ein sterbendes Land. Der Grund senkt sich, der Vorrat nimmt ab. Schon muß man

haushalten und die Nutznießung der Moore auf gewisse Termine beschränken. Land des Elends! Und doch hängen die Bräueren zäh an der „Weide ihres armseligen Lebens“; denn sie hat ihnen mehr als Nahrung gegeben: eine feine Seele und ein selbstherrliches, freies Wesen. Sie lassen auch niemand in ihr Gebiet herein, nicht einmal die Beamten des Staates sind geduldet. Für Recht und Gerechtigkeit sorgen sie selbst. Sie wollen für sich sein, so war es immer. Und sie sind mißtrauisch, denn von außen kam noch nie etwas anderes als Unrecht und Verderben.

Aber die neue Zeit, „die keinen Namen und kein Gesicht hat und die alles dem Schmelzriegel und Kohlenmeller überantwortet“, hat diesen versteckten Winkel bereits gesehen. Ein Bericht besagt, das Moore solle aufgelauft und ausgebeutet werden. Unruhe und Sorgen! Die Bräuer ist entschlossen, ihre vertriebenen und seit Jahrhunderten respektierten Rechte zu verteidigen. Zum Unglück sind die Patentbriefe verbrannt; es müssen noch andere vorhanden sein. Wer ist imstande, sie aufzutreiben?

Austin aus Jedrun, genannt Lucifer; der Mann, den die Bräuer aus ihrem schwarzen Torf selbst geknetet hat; der Aufseher, den alle fürchten und dem alle vertrauen; ein kluger, klarer und betrauter Despot, hart wie ein Morias (einer der jahrtausendalten im Moore begrabenen Stämme), derufen gleichsam von der Erde selbst, besessen von den Dämonen des Landes, ihm verbunden, ihm verantwortlich und ihm verfallen. Dieser Mensch macht sich auf die Suche in die siebzehn Ufergemeinden. Und mag er die maßgebende Ordnung auch nur durch Zufall bei der verfallenen Florence im Hünengrab zu Kerbilly finden, er schafft sie zur Stelle. Auf der Schulversammlung zu Saint-Joachim erlebt er den höchsten Triumph seines Lebens.

Und doch ist sein tiefster Sturz schon vorbereitet. Der die ganze Bräuer mit unbedingtem Willen betruet, findet den härtesten Widerstand im eigenen Haus. Er bricht ihn zwar, aber er bricht damit sich selbst. Einen ungehorsamen Sohn hat er schon verstoßen und mit seinem Fluche verfolgt. Austin verläßt auch noch seine sanftmütig-rauflässige Frau, um in einer elenden Hütte denigstens frei zu sein. Und er gibt auch nicht zu, daß die Tochter Théotiste den „Simpel“ Jeanlin heiratet, einen Korbmacher aus dem verachteten Schilbbürgerdorf Majun. Denn obwohl der Aufseher bei Übertretung der geschriebenen Befehle bißweilen ein Auge zudrückt, in der Betrachtung der ungeschriebenen ist er unerbittlich: „Es gibt Dinge . . . in denen nicht ich der Herr bin, die den Befehlen eines Befehles unterstehen, welches von einem Mächtigeren kommt, als wir es sind!“ Seine Vorfahren haben ihre Frauen immer aus Jedrun genommen; und die Verachtung der Majuner hat wohl ihren Grund! Er demütigt und trübt Jeanlin aufs tiefste, bis dieser, trank von Liebe und Haß, ihn bei Nacht anschleht.

Mit einer Hand weniger kehrt Austin aus dem Krankenhaus zurück. Aus einem Stuhl Morias fertigt er sich eine neue Hand an. Von frischem erkämpft der jähre Mann Amt und Ansehen und gewinnt die Bräuer sich wieder. Auch Théotiste kehrt zurück – aus dem Gefängnis. Sie hatte ihr Kind ermordet, um es vor Austins schredlichem Fluche zu bewahren. Wie aber Jeanlin, jermüdet durch die fürchterliche Strafe, die sein Dorf an ihm vollzog, Théotiste aufgibt, wird es Nacht im Geiste des stolzen Mädchens. Austin sieht nun das Schlimme vor seinen Füßen liegen – da er doch das Gute gewollt. Hat er die Stimme der Natur falsch verstanden? Indes er die Unglückliche im Regen zur Stadt schaffen will, überfallen ihn die Dezembernebel, dicht wie Weltstoff. Die Bräuer selbst erklärt sich gegen ihren Sohn: zum ersten Mal, daß er sich nicht zurecht findet. In der schredlichsten und tiefsten Nacht seines Lebens verliert er das letzte Kind. Selbst vom Tode gestreift, verzehrt Austin dem schon seiner furchtbaren Vergeltung geweihten Mädchen Jeanlin.

Der französische Titel heißt: „La Bräuer“. Nicht der Mensch ist die Hauptperson, sondern der Boden. Der Dichter schuf das Epos einer Landschaft, einer romantischen, heissenhaften, vom Untergang bedrohten Landschaft. An allen Geschöpfen ist sie beteiligt. Die menschlichen Handlungen sind von ihr genährt. Licht, Luft, Farbe, alle Impressionen der äußeren Natur werden meisterhaft vor das Auge gestellt; aber dem Dichter geht es um ein Wichtigeres, um das unbegreifliche Leben des Bodens, um seine Mythik, um seinen mythischen Sinn, um

seine Geister und Dämonen. Es ist wunderbar, wie Wort, Bild, Vergleiche dem Moore entwachsen, wie Landschaft sich zu Sprache verblüht und in Austin menschliches Angesicht erlangt.

Doch kann auch jubel Kunst von Schaden sein, und es fehlt nicht viel, so verfiere Spateaubrian in die Übertreibung. Raffinierte Beherrschung der Mittel verleitet ihn die kleinen, die Verzerrung der Menschen mit ihrer Erde bis in unwahrscheinliche Bewußtheit zu heben. Auch haucht seine Dichtweise fürs Romantische und Pathetische die Begebenheiten oft allzusehr auf. Gleichwohl darf man das „Schwarze Land“ unter die wertvolleren und vielfach verwendbaren Heimat- und Dorfgeschichten einreihen.

Eingestellt.

Boyer

Alexander Netzerow, Taschkent, die brotreiche Stadt. Aus dem Russischen übersetzt von Maria Einstein. Berlin 1925, Neuer deutscher Verlag. 129 Seiten. Preis br. 1.30 M.

Der Hunger tötet die Menschen ab. Großvater und Großmutter starben, auch der Vater. Die Mutter ist krank, und zwei Brüderchen bitten um Brot. Kein Vieh ist mehr da und kein Korn. Was soll noch werden? In Taschkent aber, hört man sagen, ist das Brot billig. Schwierig ist nur hinzugelangen, zweltauftausend Werst zu reisen, ohne Geld, ohne Fahrkarte, ohne Durchlaßschein, und dann wieder zurück. Die Idee boht sich fest im Kopfe des Bauernjungen Mischka. Er denkt alles durch, überredet dann seinen Kameraden Serjoscha. Dann kündigt er der kranken Mutter an, daß er zwanzig, dreißig Pfund Brot holen gehe, es sei nicht schwierig, bald werde er wieder da sein, vier Tage hin, vier zurück. Die armselige Ausrüstung ist schnell zurechtgemacht. Es beginnt der Weg vom Hunger zum Brot. Wie nun dieser kleine, entschlossene Bursche, besessen von dem einzigen Gedanken:essen, Brot, Saatkorn!, angetrieben allein auf seine Bauernkraft und Pfligkraft, den unaufhaltsamen Kampf um den Plah besteht, zäh und unterzagt, an Not und Tod vorbei, sich durchschlägt: das ist das alleinige Thema, durchgezählt ohne jede besondere Vertiefung, ohne Auserwählung und ohne Abschweifung, in einer unaufhaltamen, harten, unheilbaren Flut der Erzählung. Ein Held und eine gradlinige Handlung in hundert Wipfen. Er muß sich herumschlagen mit Knaben, Bauern und Bäuerinnen, mit Polizen, Soldaten und Jagdpersonal, und es gibt wenig hilfreiche und viel feindselige Menschen. Er verliert seinen Kameraden, man stiehlt seinen Sack. Er liegt auf Stationen, sähet mit Lebenden, Sterbenden und Toten. Da ist Weinen, Schmerz, Schimpf, Erniedrigung, Träumen, Rinderei, Verzweiflung. Und immer wieder Hunger. Und wieder Kampf und List und Lüge. Und immer das eine Ziel: Taschkent, Brot!, bis er es endlich erreicht. Ein knappes Schluskapitel erzählt nur noch, wie Mischka im Spätherbst mit zwei Sack Brot und mit Saat heimkehrt, die er sich in Taschkent Sommers über verdient hat. Und er ist inzwischen ein kleiner Mann, ein richtiger Bauer geworden. Die Mutter lebt noch, die Brüder sind tot. Aber wie ist die Wirtschaft verwahrt? Schadet nichts. „Trauer hat keinen Sinn. Ich werde alles neu anschaffen . . .!“

Außer „Pelle“ ist mir von gleicher Kraft keine Darstellung des Halb-wüchsigsten bekannt. Zwar hat Nerds Breite in Netzerows Plan keinen Plah, aber die beiden sind aus gleichem Holz geschnitten. Und ist Pelle der Roman des Proletariats, so ist die Geschichte Mischkas das Heldenlied des Bauernknaben. Die Wunder des Lebens und des Lebenswillens offenbaren in ihm, inmitten des Verderbens, ihre übermächtige Triebkraft, und man kann, wenn man will, eine tiefere Bedeutung in dem Beispiel sehen. — Der Vortrag ist klar, kurz, stark und deutlich, sachlich, unmittelbar, frei von Reflexion und Künstlichkeit, voller Gefühl und hat jeder Sentimentalität. Die Gestaltung naturhaft, sofern sie reales Leben in rückichtsloser Wahrheit bildet. Man wäre versucht, sie primitiv, bäurisch zu nennen, wenn sie nicht von so gleichbewußter Energie ströhte. Nebenbei bemerkt, sie ist auch unpolitisch. Ob man in dem vorliegenden Falle von „proletarischer Kunst“ reden kann, sei dahingestellt, solange deren Existenz überhaupt nicht erwiesen ist. Unter allen Umständen handelt es sich aber um die seltene Art von Literatur für jeden, gleichviel welchen Berufes, Standes oder Bildungsgrades

er sei. Nur verzärtelte Seelen werden an der unerbittlichen Darstellung Anstoß nehmen.

In der Übersetzung stören die zahllosen Auslassungen des Personalpronomens. Ob es sich dabei um wertvolle Übertragung handelt oder nicht, in derartiger Häufigkeit ist das Stilmittel im Deutschen nicht zulässig.

Eingestellt.

Döper

Mag Barthel, Die Mühle zum toten Mann. Erzählung. Berlin 1927, Arbeiterjugend-Verlag. 85 Seiten. Preis br. 1.40 M.

Mag Barthel, Das Spiel mit der Puppe. Roman. Berlin/Leipzig 1925, Buchmeister-Verlag. 262 Seiten. Preis geb. 5.— M.

Ein Landstreicher, den Frieden seiner Seele suchend, muß die Erlebnisse des Relegés berichten und berichten „für die künftigen Soldaten, und auch für euch, die künftigen Mütter“. Etwa dreißig ganz kurze, aber höchst denkwürdige Geschichten, die ihm und seinen drei Kameraden widerfahren: von der Schwester, die den gefallenen Bruder abholt, vom Verbandsplatz, von den Unbegrabenen, den Begrabenen und den Wiederausgegrabenen, von der Schwester, die sich dem Ueberläufer auf der Straße anbietet, von heidenhafter Feindschaft, vom furchtlosen Überläufer, von dem ehrlichen Rebellen usw. Sie sind geordnet in Form einer Rahmen Erzählung, indem in dem Bericht über die Geschichte der vier diese selbst wieder als Erzähler ihrer besonderen Erlebnisse auftreten. Dabei werden sämtliche Episoden so kunstvoll und innig miteinander verknüpft, daß die einen immer durch die anderen noch höheren Wert erlangen und alle zu einem einzigen nachhaltigen Eindruck zusammenwirken.

Dieses Büchlein ist ein kleines, sauberes Denkmal des deutschen „unbekannten Soldaten“, der, seine Pflicht erfüllend, sein Herz nicht verleugnend, die Sinnlosigkeit des Völkerrkrieges aus seiner einfachen Menschlichkeit begreifend und erfüllt von klagloser Sehnsucht nach einer besseren Zukunft, dem Schicksale zum Opfer gebracht ist. Der Erzähler macht kein Hehl daraus, daß er den Krieg verabscheut, und bekannnt am Schluß seinen Glauben an den Sozialismus. Dennoch muß man zögern, schlechtweg von einer Tendenzschrift zu sprechen. Denn da ist nichts von Grollen und Klagen, kein Zerbröckeln der Vorgesetzten, keine Theorie und hochtönende Phrasen, keine moralische Geschwollenheit, kein Pathos, kein Beschlüssen, kein Behagen. Ich glaube nicht, daß man in irgendeinem Lager diesem schlichten und ehrlichen Werte die Achtung versagen wird.

Fast alle Vorzüge der „Mühle zum toten Mann“ mangeln dem „Spiel mit der Puppe“. Man ist zu der Annahme gezwungen, daß dem Dichter zu dieser Arbeit einfach die innere Nötigung gefehlt hat, was freilich wiederum erstaunen muß, da offenbar ein gut Teil Autobiographie dahintersteckt. Aber vielleicht versuchte sich Barthel in einem Alter daran, in welchem er noch nicht soviel zu sich selbst gekommen war, daß er genug Abstand von seiner Entwicklung und genug einbringliches Verständnis für sie besaß. Jedenfalls sind Bild und Schicksal des Heiden Thomas Quast (er findet noch einer elenden Jugend, im Kampfe mit der Maschinenwelt und während seiner Vagabundensfahrt sich selbst und setzt sich als proletarischer Schriftsteller durch) ziemlich unpersonlich und äußerlich. Auch die Beziehungen zu den Beisfiguren, einigen Männern und Mädchen seines Standes, Handwerkerburschen, einer Anzahl Intellektueller und Vertretern der „oberen“ Welt, geben dem Roman keinen stärkeren Antrieb. Das Suchen und Streben nach Zukunftsgestaltung, Menschheitsveränderung bleibt im Gefühl stecken oder geht auf utopische Bahnen. Selbst das Sinnbild, welches der Titel andeutet, daß nämlich der gequälte Mensch von heute seinen Frohherren gehorchen müsse wie die Marionette dem Spieler, dringt nicht tiefer in den Stoff ein. So sehr man auch die Entwicklungsgeschichte eines Arbeiters zu begrüßen wünscht, läßt sich das „Spiel mit der Puppe“ nur als ein schwacher Versuch bewerten.

Wenn das Buch trotzdem zur Einkleidung gelangt, so um das Bild des Dichters, einer der wertvollsten Erscheinungen des Proletariats, dadurch zu ergänzen und abzurunden.

Eingestellt.

Döper

Jack London, Jerry der Insulaner. Roman. Übersetzt von Erwin Magnus. Berlin 1927, Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 311 Seiten. Preis br. 3.— M.

Es handelt sich um einen der seltenen Tierromane Londons. Die Wucht der Beschreibungen des „Seewolfs“ ist unter diesem Umstand natürlich nicht zu erwarten, dafür ist der „Insulaner“ mit so viel lebenswichtigen und bunten Jagen ausgestattet, daß man ihn mit keiner geringeren Anteilnahme lesen wird. Jerry, der Held, ist ein glatthaariger itzischer Vetter, geboren auf einer Farm in der Südpazifik, herangewachsen in dem Glauben an die drei weißen Übergötter, die er kannte, und in der Verehrung und dem Haß gegen die Nigger (Melanesen), begabt mit den untrüglichen Instinkten seiner wilden Vorfahren und zugleich mit der Klugheit und dem Mut seiner edlen, reinblütigen Vorfahren. Als halbschätziger Welke wird Jerry von seinem Herrn an den Kapitän einer kleinen Yacht, van Horn, verschifft, an den „Schiffer“, wie Jerry seinen neuen Herrn immer nennen hört. Mit großer Liebe und wunderbarer Beobachtungsgabe trägt London vor, wie sich der kleine, tapfere Bursche in seiner neuen Welt einlebt, seine Entdeckungsfahrten über das Schiff macht, große und kleine Gefahren besteht, Freundschaften und Feindschaften eingeht, Dinge und Verhältnisse verstehen und deuten lernt, sich in Spiel und Ernst übt und seinen neuen Herrn, den zweibeinigen weißen Gott „Schiffer“, über die Wägen liebgewinnt. „Schiffer“ aber kreuzt als Sklavenhändler zwischen den Seeböden der Kannibalen auf den Salomoninseln, das heißt er rekrutiert aus den Dörfern, gegen ein bestimmtes Entgelt an Häuptlinge und Familienoberhäupter, immer auf drei Jahre schwarze Arbeiter für die Plantagenbesitzer. Bei diesem „Dienstvertrag“ rechnen die Eingeborenen Kopf gegen Kopf, und weil schon mancher der Sklaven auf den Plantagen umgekommen ist, so schuldet „Schiffer“ seinen eigenen Kopf an die zwanzig Mal. Jerry ist dabei, wie „Schiffer“ mit unglaublicher Kühnheit seine Geschäfte abwickelt, und er erlebt auch, wie die Wilden das Schiff durch List überumpeln und sich die schuldigen Köpfe holen. Von hier an taucht die Erzählung ganz in exotische Farbenpracht und Dunkel in all den unheimlichen Nischen, die Leben, Sitte, Religion einer solchen barbarischen Gesellschaft umspielen. Ohne Jerrys abenteuerliche Schicksale in diesem Bereich aufzuzählen: — er rettet sich schließlich auf eine Yacht zu neuen weißen Völkern und zu einer weißen Vögtin, der er von nun an ewig mit Leib und Seele gehört.

Außer der Liebe, mit der auch hier das Tier erlebt ist, hat der „Insulaner“ mit dem „Ruf der Wildnis“ — wie man etwa vermuten könnte — nichts gemein. Vor allem ist Jerry ein anderes Individuum, ein durch Rasse, Erziehung, Milieu anders geformter Hundcharakter. Das Buch ist reich an besinnlichen und nachdenklichen Stellen, hebt auch durch Humor und Ironie zur rechten Zeit über den Stoff hinaus.

Eingestellt

Doppe

Franz Werfel, Verdi. Roman der Oper. 51. bis 53. Tausend. Berlin 1926, P. Holsnah. 570 Seiten. Preis 5.50 M.

Giuseppe Verdi, Briefe. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Werfel. Übersetzt von Paul Stefan. Berlin 1926, P. Holsnah. 392 Seiten. Preis 6.50 M.

Den hervorragenden Platz in der Musikgeschichte, den Giuseppe Verdi einnimmt, hat er erhalten, weil er die italienische Oper in ihrer reinen Form bewahrt hat, und das zu einer Zeit, als diese unter dem Einfluß des Wertes und der Gedankenwelt Richard Wagners misachtet und bekämpft wurde. Verdi hat unter der Erscheinung Wagners tief gelitten. Besonders schmerzhaft war es ihm, daß er in seinen späten Werken ein Nachahmer Wagners gescholten wurde. Er schreibt einmal: „Ein schönes Los! Nach vierzigjähriger Arbeit als Nachahmer Wagners zu enden!“ Trotzdem hat er Wagner selbst niemals gehaßt. Vielmehr finden sich Briefe und Aussprüche von ihm, in denen er mit Anteilnahme, ja fast Liebe von Wagner spricht.

Auf diesen menschlichen und künstlerischen Voraussetzungen baut Werfel seinen „Roman der Oper“ auf. Er läßt Verdi im Jahre 1882 einen Besuch in Venedig

machen, um seine schon lange unbollendet liegende Oper „*Tristan*“ zu beendigen. In Wirklichkeit treibt ihn aber der Wunsch, Wagner zu sehen und zu sprechen. Die Ereignisse und Gestalten dieses zwar erfundenen, aber doch traumhaft wirklichen Aufenthaltes in Venedig sind das Thema des Romans. Die Begegnung zwischen Verdi und Wagner scheitert schließlich daran, daß jener, als er sich endlich dazu entschließt, Wagner in seiner Wohnung aufzusuchen, an deren Eingang mit der Nachricht von Wagners Tode empfangen wird.

Verdi tritt uns in diesem Roman als eine menschlich liebenswerte Erscheinung entgegen, die, nach außen hin zwar oft verschlossen und rau, im Innersten liebevoll und liebebedürftig ist. Er ist ausgezeichnet durch ein starkes Mitgefühl und soziales Verständnis für alle leidenden Menschen und opfert ihnen große Teile seines Vermögens. Alle Nebenpersonen und Nebenhandlungen führen immer wieder auf ihn zurück, spiegeln sein Wesen im Verwandten, geben ihm durch Gegenüberstellung mit dem Gegenständlichen die schärferen Umrisse.

Das Buch ist seinem Charakter nach eine Dichtung. Unter den Lebensbeschreibungen eines Musikkataloges ist es daher fehl am Platz, denn es enthält keine Tatsachen und keine wissenschaftlichen Untersuchungen, auch keine Erinnerungen aus eigenem Erleben. Vielmehr ist es die dichterische Nachschaffung des Charaktersbildes, welches sich aus den Briefen und anderen Äußerungen Verdis herauskristallisiert. Mit diesen ist die Dichtung in einer inneren Übereinstimmung, welche auf die tatsächliche Richtigkeit des äußeren Geschehens keinen Wert zu legen braucht.

Das Problem des Künstlerromans ist auf diese Weise einer neuen, meines Erachtens glücklichen Lösung entgegengeführt. Wenn man vom Einzelheiten absteht und nur das Ganze im Auge behält, so kann man sagen, daß die Absicht des Dichters, die „*Sage von einem Menschen*“ zu schaffen, gelungen ist.

*

Bei dieser Gelegenheit sei auf die erste größere Sammlung von Briefen Verdis hingewiesen, die in deutscher Sprache erschienen ist. Eine Einleitung „Das Bildnis Giuseppe Verdis“ von Franz Werfel und eine selbstbiographische Skizze aus der Zeit, aus der uns keine Briefe mehr erhalten sind, runden das Ganze zu einer höchst wertvollen Darstellung des Menschen Verdi ab.

Seine Werte eingestellt.

Ameln

Felix Moeschlin, Die Vision auf dem Losot. Roman. Zürich 1926, Orell Füssli-Verlag, 258 Seiten. Preis brosch. 3.60 M.

Ein erotisches und ein materisches Problem, ein persönliches, verbunden mit einem allgemeinen. Eins ist dem andern zwar nicht notwendig, aber eins reizt das andere. Das erste lockt den Leser, das zweite überrascht ihn dann und zieht ihn in seinen Bann. Als Fabel steht das so aus: Ein Maler entflieht der Verliebten, die nur ihn liebt und dennoch nicht treu sein kann, denn er fürchtet, daß ihn seine Leidenschaft zum Verbrecher machen könne. Er flieht zu sich, zu seinem Berufe, seiner Berufung und gewinnt so die Erlösung. Abgefaßt ist diese Handlung als ein langer Bericht des Malers, den er halb in Form von Briefen, halb in Form von Tagebucheinträgen der Frau in Gedanken entwirft. Eine Sehnsucht, ein Bekenntnis. Als ein krankhaft gereizter, überempfindlicher, aus allen Fugen geratener Mensch, kulturell und lebensmüde, reißt er durch Schweden und Norwegen nach Norden. Was er auch sieht, was ihm begegnet, alles erinnert ihn ununterbrochen an jene Frau, veranlaßt ihn zu Paraphrasen, Reflexionen und Gefühls-ergüssen. In der Verwirrung seiner Leidenschaft, in der Verzweiflung über die Sinnlosigkeit des Daseins läßt er es sogar darauf ankommen, das Leben durch einen Unglücksfall zu verlieren. Damit kommt die Wendung; die Nähe des Todes rückt ihn wieder nahe ans Leben. Auf den Losot-Inseln wird ihm dann die Erlösung, die Vision, welche ihn zu einem neuen Leben und zu neuem Schaffen beruft. Sie kommt nicht unvorbereitet. Während der Reise hat er das arbeitende Land kennengelernt, den Bauer, den Vergarbeiter, den Fischer. Jetzt, im Nebel des Losot, überwindet er das alte romantische, lebensferne Gefühlsverstehen und lernt alles anders und neu betrachten, gewissermaßen von einem andern Zentrum

aus als früher. Nämlich nicht als müßiger, unbeteiligter Beobachter, sondern als ein Dazugehöriger. Er begreift die Arbeit, die Not, das Leben der Menschen, er versteht jetzt die „Industriearbeiter des Meeres“, die Zigaretten rauchen und einer Gewerkschaft angehören, er legt die Entlastung über Schmutz, Gestank, Petroleumtanks ab, er kauft sich die Arbeiterzeitung, er studiert die Wirtschaftssatistik und Auswandererfrage. Er fühlt sich als Bruder: „Wenn ich die Verantwortung ablehne und mich ausschleife, so muß ich verlorengelassen“. Das Gemeinschaftsgefühl erwacht: Man muß helfen! Aber darum ist es ihm nicht dabei mit der Kunst, nein, durch die Kunst gilt es zu handeln. Man muß, dieses Bruderschaftsgefühl im Herzen, malen. Eines Tages zerbricht dann der Rebel, und da hat der Maler die neue Schau, Bild auf Bild, wie eine Flut, wie eine Überschwemmung. Er sieht die Bilder in einer tollen, vermessenen Weise gestaltet, in der Weise von Kinderzeichnungen. Der Mensch ist nicht mehr ein Stillleben, sondern der Bruder, der die Fische aus dem Wasser zieht, um Notwegen am Leben zu erhalten, Standinavien vor dem Hunger zu schützen. Der Maler sieht anders. Nicht nur auf den Anblick kommt es an, auch auf den Einblick und die Seele des Objekts, auf das Äußere und das Innere, auf das Leben und den Sinn. So will er malen: das Geschrei der Röhren und den Geruch des Lebertrans, die Not der Fischer und den unhörbaren Schrei der Dörche, wenn sie gefangen werden, und den Rebel und die Auswanderer und den Eisenberg und Standinavien und Europa um die „Erdmutter“. So will er dem Volke wiedergeben, was es an seine Ausbildung gewöhnt hat. Der Arbeiter soll endlich vor den Bildern sagen: Alpha, das sind wir, das machen wir. „Ich glaube, die Arbeiter müßten dann ein ganz anderes Bewußtsein kriegen. Jetzt leiden sie mehr als einmal in ihrer Einsamkeit. . . . Wenn sie unsere Bilder sehen, wissen sie, daß sie nicht mehr verbannt sind nach Sibirien.“ — Der Maler geht aufs Dorf und malt. Die Bauern kommen und verstehen seine Bilder, denn sie betreffen ihre Angelegenheiten und gemahnen an die alten Bauernmalereien. Die Belebte taucht wieder auf, aber nun ist sie ihm nicht mehr gefährlich. Sie erleidet den Tod durch einen andern, den sie in ähnliche Not zu bringen begann wie damals den Maler. Der aber kennt nur noch eine Wonne, ein Leben: Malen, was ihm die Vision offenbarte.

Von der Primitivität solcher Malerei ist freilich im Stile Moeschlins nicht allzubiell zu spüren. Der Roman verlangt kultiviertere Leser. Vielleicht ist er auf seine Weise imstande, Verständnis für das neue Lebensgefühl, für Sinn und Gehalt der modernsten Malerei — untheoretisch — zu erzielen, wenn darin natürlich auch nicht die volle Absicht des Buches selbst liegt.

Eingestellt.

Hofer

Rabindranath Tagore, Gora. Roman in zwei Bänden. Nach der von Rabindranath Tagore selbst veranstalteten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Helene Meher-Brand. München 1924, Kurt Wolff, 713 Seiten. Preis brosch. 4.— M.

Schon in den Aufsätzen „Sadhana“ (Der Weg zur Vollenbung), in denen Tagore den Geist des alten Indiens bespricht, hat er ausdrücklich vertrieben, die Lehren der Upanishaden und Buddhas vom Standpunkte des Philosophen und Gelehrten aus zu behandeln, denn alle großen Kundgebungen des menschlichen Geistes sind nicht nach dem Buchstaben zu verstehen. „Der tiefe Sinn der lebendigen Worte, die der Ausdruck der Erfahrungen großer Herzen sind, kann nie durch irgendeine noch so scharfe oder feinsinnige logische Erklärung erschöpft werden. Solche Worte erhalten erst ihre Deutung durch eine endlose Kette von Einzelleben, und je mehr sich ihr Sinn und enthüllt, je mehr empfinden wir ihre geheimnisvolle Tiefe.“ Den individuellen Sinn und die Lebenskräfte solcher Lehre an den verschiedenen Menschen in der Gegenwart lebendig wirksam zu zeigen, dazu mußten den Dichter, der jene Weisheit erkannt hat, Natur und Erfahrung zwingen, und tatsächlich ist der Roman „Gora“ nichts anderes als die Darstellung ethischer Beispiele aus der erwähnten endlosen Kette. Er ist ein Stück „Weg zur Vollenbung“, gestaltet in einem konkreten Fall. Fast alle Figuren gehen diesen Weg, und jede auf ihre Weise; denn die eine Wahrheit offenbart

sich mannigfaltig. Aber die Wandlung des Helden Bora erhält eine besondere Bedeutung, soweit dieser junge Brahmane ein Bild des indischen Geistes vorstellt. Wenn er, in der edlen Leidenschaft, sein Volk aus dem Elend zu heben, dieses im orthodoxen Glauben bestärken will, so gleicht er dem Indien, das sich von der Welt abschließt und in einer Kruste sinnlos gewordener Befehle zu erstarren, sich selbst zu erstickern droht. Und wenn er diese Kruste kraft einer tieferen Einsicht und einer höheren Freiheit zerbricht, dann verkörpert er das junge Indien, das sich geistig erneuert und seiner großen Mission an die Menschheit bewußt wird. Vielleicht mutet es manchen als ein schlechter Trick an, daß der Held — obwohl dazu vorbereitet — seine plötzliche innere Erlösung unter dem Eindruck der Nachsicht erlebt: er, der strenge Brahmane, ist in Wahrheit das Kind englischer Eltern, was dasselbe bedeutet wie Ausstoßung aus der orthodoxen Hindu-Gemeinschaft. Doch ist diese Wendung nötig, um die letzten Reste nationalstischer Denkart zu beseitigen. Jetzt darf Bora ohne die Gefahr eines Mißverständnisses ausrufen: „Heute bin ich in Wahrheit ein Indier“. Aber zu Parsch Babu, in dessen Haus er den wesentlichsten Teil seiner Erziehung erfuhr, darf er sagen: „Welchen Sie mich ein in den Dienst jenes Gottes, der allen gleich gehet, dem Hindu, dem Mohammedaner, dem Christen und dem Brahmo, — dessen Tempelräume keinem Menschen irgendeiner Rasse verschlossen sind, — der nicht nur der Gott der Hindus ist, sondern der Gott Indiens selbst!“ Denn dieser Gott war schon immer in Parsch Babus großem und gütigem Herzen, auch wenn er die jungen Leute in die Irre gehen ließ; der Weg zur Wahrheit geht über den Irrtum. In dieser erhabenen Gestalt verkörpert Tagore das Ideal Indiens. Das ist nicht der Heerführer, der Gelehrte oder der Millionär, auch nicht der Politiker, sondern der wahre Brahmane, das heißt der Weise von festem und freiem Geist, der nicht kämpft, handelt und weltliche Vorteile sucht, sondern uns von unserer Torheit befreit, „der nicht weiß, was Furcht ist, der die Bier haßt, der das Leid besiegt, den Verlust nicht kümmert —, dessen Wesen eins ist mit dem höchsten Wesen“. Sicherlich hat Tagore in dieser Figur zugleich seinem Vater, der dem Brahmar-Samadsch (die freieste und geistig bedeutendste Reformbildung innerhalb des Hinduismus, eben Parsch Babus Religionsgemeinschaft) zu einer geistigen Macht erhoben hat, ein würdiges Denkmal gesetzt.

Es ist möglich, daß dieser Roman nicht sehr viel Leser finden wird, obwohl er in schöner Prosa geschrieben und durchaus unserem Formempfinden gemäß gebaut ist. Die Schwere seines Gehaltes, die Notwendigkeit, sich wenigstens flüchtig über die geistigen und sozialen Verhältnisse Indiens unterrichten zu müssen, werden manche abschrecken. Andere werden sagen: „Was geht uns Indien an?“ Die übrigen aber verspüren, wenn auch nicht mit der Gewalt wie bei Gandhi, den Hauch eines Geistes, der stärker ist als Armeen und wertvoller als Nationalvermögen. Wir brauchen auch solche Bücher, deren Wirkung nicht in die Breite, aber tief in die Tiefe geht.

Eingestellt.

Hoyer

Aus der Beratungspraxis

Übersichtsliste über Neuererscheinungen

Vorbemerkung: Auf mehrfach geäußerten Wunsch hin haben wir Herrn Dr. Rudolf Angermann-Hagen gebeten, im Anschluß an die auf Seite 108 ff. dieses Bandes veröffentlichte Erste Übersichtsliste eine weitere Liste von Neuererscheinungen zusammenzustellen. Die Liste umfaßt Werke der letzten Jahre, die aus der Masse der literarischen Tagesproduktion in einer ersten Sichtung ausgewählt sind.

Wir bemerken auch zu dieser Liste, daß im Sinne des Bearbeiters diese Zusammenstellung keineswegs als Anschaffungsliste anzusehen ist. Die Liste soll zunächst nur helfen, aus der unübersehbaren Zahl der Neuererscheinungen diejenigen auszufordern, mit denen sich auch die Leiter der kleinen und mittleren Buchereien werden auseinandersehen müssen, ehe eine Anschaffung für die Bucherei erfolgt. Mit der Aufführung in dieser Liste ist also durchaus nicht in allen Fällen eine volle Zustimmung zu dem betreffenden Werk ausgesprochen. Vor allem wird die Entscheidung darüber, ob das eine oder andere Werk für die Bucherei wesentlich ist, sehr stark von Landschaft, Leserschaft und vorhandenem Bestand abhängen. Von einem Teil der aufgeführten Werke sind bereits ausführliche Besprechungen, die zur Grundlage für die Anschaffungsentscheidung dienen können, in den „Heften“ erschienen. Über andere werden die einzelnen Beratungsstellen gern nähere Auskunft erteilen. Auf jeden Fall würde es eine Verkenntung von Charakter und Absicht dieser Übersichtsliste bedeuten, wenn nach ihr ohne weiteres Anschaffungen seitens der Buchereien erfolgen würden.

Das Schwerkergewicht der folgenden Liste liegt auf den für die volkstümliche Bucherei besonders wichtigen Abteilungen Schöne Literatur und Reisen und Abenteuer. Für die Abteilungen der Belehrenden Literatur sind nur einige ganz wenige Werke aus der großen Zahl der Neuererscheinungen herausgegriffen.

Die Schriftleitung

Andrej Bjeļ. Die silberne Taube. Roman. Stettin 1927, Muhl. 437 Seiten.

Preis geb. 7.50 M.

Bojer. Macht der Lüge. Roman. München 1922, Müller. 243 Seiten.

Preis brosch. 3.30 M.

Paul Fechter. Die Kletterstange. Roman. Stuttgart 1924, Deutsche Verlagsanstalt. 330 Seiten. Preis geb. 5.— M.

Paul Fechter. Der Ruck im Fahrstuhl. Roman. Berlin 1927, Deutsche Verlagsanstalt. 492 Seiten. Preis geb. 7.50 M.

Fleurbaey. Sigurd Vorlesjöns Pferde. Roman aus Island. Jena 1926, Diederichs. 228 Seiten. Preis geb. 6.50 M.

Mittjel Fönhus. Der Troll-Elch. Erzählung. München 1926, Beck. 208 Seiten. Preis brosch. 4.— M.

Sobineau. Asiatische Novellen. Leipzig 1923, Matthes. 216 Seiten. Preis brosch. 2.— M.

Sunnarsson. Die Leute auf Borg. Roman. München 1927, Langen. 466 Seiten. Preis geb. 10.— M.

- Franz Hertwig. Die Eingeeigten. Roman. München 1926, Kösel & Pustet. 484 Seiten. Preis brosch. 4.90 M.
- Franz Hertwig. Sankt Sebastian vom Webbing. Legende. München 1926, Kösel & Pustet. 97 Seiten. Preis brosch. 1.70 M.
- Hermann Hesse. Der Steppenwolf. Roman. Berlin 1927, S. Fischer. 289 Seiten. Preis geb. 5.— M.
- Karl von Holtei. Die Vagabunden. Roman. Berlin, Wegweiser-Verlag (Auswahlreihe des Volksverbandes der Bücherfreunde). 520 Seiten. Preis geb. 4.50 M.
- Viktor Hugo. Der Elckner von Notre-Dame. Roman aus dem Französischen. Berlin (o. J.), Schreyer. 392 Seiten. Preis geb. 3.— M.
- Rippling. Kim. Roman aus dem gegenwärtigen Indien. Übertragen von H. Reißiger. Leipzig 1924, List. 429 Seiten. Preis geb. 7.50 M.
- Jakob Riepl. Hampit, der Jäger. Ein fröhlicher Roman. Berlin 1927, Horen-Verlag. 286 Seiten. Preis brosch. 5.— M.
- Agel Lübke. Ein preußischer Offizier. Novelle. Stuttgart 1924, Deutsche Verlagsanstalt (Der Falke 5). 43 Seiten. Preis brosch. 1.— M.
- Agel Lübke. Der Flüchtling. Erzählung. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt (Der Falke 25). 38 Seiten. Preis brosch. —.80 M.
- Agel Lübke. Der Rainsgrund. Roman. Stuttgart 1926, Engelhorn (Engels horns Romanbibliothek, Band 1002/3). 284 Seiten. Preis brosch. 2.— M.
- Sophus Michaelis. Das Himmelschiff. Roman. Berlin 1926, S. Fischer. 183 Seiten. Preis geb. 2.50 M.
- Paludan. Vögel ums Feuer. Roman. Berlin 1926, S. Fischer. 366 Seiten. Preis geb. 5.25 M.
- Wilhelm von Scholz. Perpetua. Der Roman der Schwestern Breiten-schnitt. Berlin-Grünwald 1926, Horen-Verlag. 549 Seiten. Preis geb. 6.— M.
- Schröder. Die Leute aus dem Dreifalt. Ein Roman in drei Teilen. Leipzig 1920, Quelle & Meyer. 360 Seiten. Preis geb. 5.— M.
- Stehr. Geschichten aus dem Mandelhause. Berlin 1920, Fischer. 189 Seiten. Preis brosch. 2.60 M.
- Wells. Der gestohlene Bazillus und andere Geschichten. Stuttgart (o. J.), Hoffmann. 333 Seiten. Preis geb. 5.— M.

Faber. Tage und Nächte in Urwald und Sierra. Peru, Bolivien, Brasilien. Stuttgart 1926, Luch. 310 Seiten. Preis geb. 6.— M.

Der wilde Landor. Das Malers und Forscherleben A. D. Savage Landors, von ihm selbst erzählt. Mit Abbildungen. Leipzig 1926, Brockhaus. 391 Seiten. Preis geb. 12.50 M.

William Beebe. Salapagos, das Ende der Welt. Mit Abbildungen und Karten. Leipzig 1926, Brockhaus. 352 Seiten. Preis geb. 12.50 M.

Agostini. Zehn Jahre im Feuerland. Entdeckungen und Erlebnisse. Mit Abbildungen. Leipzig 1924, Brockhaus. 308 Seiten. Preis geb. 16.— M.

Le Coq. Auf Hellas Spuren in Ostturkestan. Berichte und Abenteuer der 2. und 3. deutschen Turfan-Expedition. Mit Abbildungen. Leipzig 1926, Hintichs. 166 Seiten. Preis brosch. 8.50 M.

Anderßen Regö. Sonnentage. Reisebilder aus Andalusien. Neue, vom Verfasser durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. Konstanz 1924, Ost. Wöhrle. 294 Seiten. Preis brosch. 3.— M.

Kurt Hielscher. Deutschland. Baukunst und Landschaft. (Orbis Terrarum.) Berlin 1925, Wasmuth. 16 S. Text, 304 S. Abb. Preis geb. 25.05 M.

*

E. O. Carus. Goethe. Zu dessen näherem Verständnis. Dresden, Jesh. 284 Seiten. Preis geb. 7.50 M.

Tolstois Flucht und Tod. Geschildert von seiner Tochter Alexandra. Mit den Briefen und Tagebüchern von Leo Tolstoi, dessen Gattin, seines Arztes und seiner Freunde. Herausgegeben von René Fülöp-Müller und Frb. Edstein. Mit 16 Abb. Berlin 1925, Cassirer. 250 S. Preis br. 4.— M.

Wilhelm Steinhäusen. Aus meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen. Mit 13 Abb. Berlin 1926, Furche-Verlag. 199 S. Preis geb. 10.20 M.

*

Carter. Tutench-Amun. Ein ägyptisches Königsgrab. Band 2. Leipzig 1927, Brockhaus. 303 Seiten Text, 88 Seiten Abbildungen. Preis geb. 12.60 M.

Ernst Benckard. Das ewige Antlitz. Eine Sammlung von Totenmasken vom 15. Jahrhundert bis zur neuesten Zeit. 2. Auflage. Mit einem Geleitwort von Georg Kolbe. Berlin 1927, Frankfurter Verlagsanstalt. 73 Seiten, 112 Tafeln. Preis brosch. 13.— M.

Die Jugendbibel. Nach der Heiligen Schrift neu erzählt für die deutsche Jugend und das deutsche Volk von Will Vesper. Mit zwölf farbigen Vollbildern. Oldenburg 1927, Stalling. 355 Seiten. Preis geb. 10.— M.

*

Paul Kampffmeyer. Vom Jungtgesellen zum freien Arbeiter. Mit Abbildungen. Berlin 1924, Dieh Nachf. 77 Seiten. Preis geb. 1.75 M.

Julius Lerche. Arbeiter unter Tarntappen. Ein Buch von Wertleuten und ihrem Schaffen. 2. Aufl. Stuttgart 1919, Thienemann. 147 S. Preis geb. 3.— M.

Vom grünen Dom. Ein deutsches Waldbuch. Hrsq. von Walter Schoenichen.

Mit Abb. München 1926, Callwey. 354 S. Preis geb. 5.75 M.

Heinrich Ernst. Bodenübungen. Leipzig 1927, Quelle & Meier (Bücherei für Leibesübungen und körperliche Erziehung). 62 S. Preis brosch. 1.60 M.

Dr. Rudolf Angermann.

Kleine Mitteilungen

Erster Umschulungslehrgang. Die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Bücherwesen veranstaltet vom 4. Januar bis 20. März 1928 einen Umschulungslehrgang für hauptamtliche Bibliothekarinnen und Bibliothekare, die auf Grund ihrer beruflichen Ausbildung und Tätigkeit den Wunsch haben, sich in den besonderen Arbeitsweisen der volkstümlichen Bücherei zu schulen. Für die Zulassung ist erforderlich der Nachweis einer abgeschlossenen fachlichen Ausbildung oder einer mehr als dreijährigen Tätigkeit im Volksbüchereiwesen.

Es können zu einem solchen Lehrgang nicht mehr als zehn Personen zugelassen werden.

Der Teilnehmerbeitrag für diesen Lehrgang beträgt 50.— RM.

Es wird vorausgesetzt, daß die Teilnehmer mit der allgemeinen Theorie und Praxis des Volksbüchereiwesens durch Ausbildung und eigene Tätigkeit vertraut sind. Die Arbeit wird sich daher in der Bibliothekstechnik und -verwaltung beschränken auf die besonderen Formen, wie sie von der Deutschen Zentralstelle entwickelt sind. Zur ausführlichen Behandlung gelangen folgende Gebiete: Grundlegung der volkstümlichen Bücherei und Lesertunde / Die Sachkataloge / Die Statistik Bibliothekkunde Der Gesamtaufbau der volkstümlichen Bücherei in ihren verschiedenen Formen.

Der Lehrgang findet in Verbindung mit dem Institut für Leser- und Schrifttumkunde in Leipzig statt. — Über alle weiteren Einzelheiten wird auf Wunsch schriftliche Auskunft erteilt.

Vorlesungen über Lesertunde. Das Institut für Leser- und Schrifttumkunde Leipzig, kündigt für die Zeit vom 10. Januar bis Anfang Februar 1928 Vorlesungen Direktor W. Hofmanns über Lesertunde an. Die Vorlesung wird 12 bis 15 Doppelstunden umfassen und folgende Gegenstände behandeln: Aufgabe der Lesertunde / Methodologische Vorfragen der Lesertunde; die statistische Methode / Grundformen des Leseinteresses und der Literaturgliederung / Die Auswirkung des Alters, des Geschlechtes und der Soziallage auf die Lektüre / Die Lektüre des Arbeiters. Den Vorlesungen werden die neuen Arbeitsergebnisse des Institutes für Leser- und Schrifttumkunde zugrunde gelegt werden. — Nähere Auskunft durch die Deutsche Zentralstelle.

Die Welt um Deutschland. Unter diesem Titel ist von den Städtischen Bühnen zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Bücherwesen ein Bühnenverzeichnis herausgegeben, das die wichtigste Literatur zu einem vertieften Verständnis der weltpolitischen Fragen der Gegenwart enthält. Dabei ist in erster Linie das Schrifttum der Nachkriegszeit, einschließlich der Neuerscheinungen des Jahres 1927 berücksichtigt; ältere Werke sind nur insoweit herangezogen als sie die Lage und die Tendenzen der Gegenwart besser verstehen helfen. Neben der ausgesprochen politischen Literatur sind vor allem auch die Werke berücksichtigt, die die entscheidenden wirtschaftlichen und geistigen Kräfte und Strebungen der einzelnen Völker sowie ihre natürlichen geographischen Voraussetzungen zur Darstellung bringen. — Den Hauptabschnitten sind kurze Einführungen, den einzelnen Werken Charakteristiken beigegeben. Das Verzeichnis ist zum Preis von 2.— M. durch die Deutsche Zentralstelle zu beziehen.

„Bücherei und Bildungspflege“. Auf Seite 238 dieses Jahrganges der „Hefte“ hatten wir von Verlags- und Vertriebsstellen mitgeteilt, dass die „Bücherei und Bildungspflege“ Stettin an die kommunalen und staatlichen Stellen im Regierungsbezirk Pommern gefandt hatte. Wir haben uns damals darauf beschränkt, unser Bestreben über dieses Vorgehen auszudrücken.

Daraufhin hat Herr Dr. Schuster, Mitverleger der „Bücherei und Bildungspflege“, uns mitgeteilt, dass es sich bei dieser Maßnahme um eine überreichte Unternehmung des Verlages „Bücherei und Bildungspflege“ Stettin gehandelt habe, von der die Berliner Herausgeber der Zeitschrift keine Kenntnis hatten. Das Schreiben, in dem Herr Dr. Schuster uns diese Mitteilung machte, ist in „Bücherei und Bildungspflege“, VII. Jahrgang, S. 300, abgedruckt. In einer begleitenden Bemerkung wird dort festgestellt, dass „das Rundschreiben (des Verlages) als es ihnen nachträglich bekannt wurde, nicht die Billigung der Herausgeber (hat) finden können, welche auch fernerhin alles vermeiden wollen, was die an sich heilsame und notwendige Auseinandersetzung mit geistigen Waffen auf ein anderes Niveau zu stellen geeignet sein könnte“.

Wir freuen uns, diese eindeutige Erklärung der Herausgeber der „Bücherei und Bildungspflege“ hier mitteilen zu können. Da die darin eingenommene Haltung völlig der von uns stets vertretenen Forderung entspricht, sind wir gerne bereit, von der weiteren Diskussion dieser Angelegenheit abzusehen.

Die Schriftleitung

Schriftleitung. Mit der vorliegenden Nummer schließt der 11. Band der „Hefte“, der statt der vorgesehenen 21 Bogen 17 Bogen mehr ohne Nachberechnung umfasst. Wir hoffen, dass die mit diesem Jahrgang begonnene Umgestaltung der „Hefte“ den Wünschen unserer Leser entspricht. Der weitere Ausbau der Hefte, besonders auch auf dem Gebiete des Besprechungsstufens wird unsere vornehmste Aufgabe sein. D. D.

Bekanntmachung

Die Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien findet in Leipzig am Donnerstag, den 22. März 1928 und den folgenden Tagen statt.

Besuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Nachweisen (Bekanntmachung des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts vom 24. September 1917 im Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen 1917, Stück 15, Seite 92 ff.) bis spätestens 15. Dezember 1927 an den Vorsitzenden des Prüfungsamtes, Bibliotheksabteiler Professor Dr. Stauning, Leipzig, Universitäts-Bibliothek Beethodenstraße 6, einzureichen.

Sächsisches Prüfungsamt für Bibliothekswesen

Dieses Heft enthält Beiträge von Dr. Rud. Angermann, Hagen in Westfalen, Badstraße 5, Univ. Prof. Dr. Hermann Nohl, Göttingen, Saurat-Verberstraße 7 und folgenden Mitarbeitern der Städtischen Büchereien zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliche Büchereien: Dr. Konrad Umlenz, Heinrich Bedet, Hans Hofmann, Walter Hofmann, Dr. Walter Dohr.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Österreichischer Landesverlag, Wien, I., Schwarzenbergstraße 5. —
Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Maximilian Mayer, Wien, I., Minoritenplatz 5. —
Druck der Österreichischen Staatsdruckerei in Wien. 1793 27

U. 010190



An den
Städtischen Volksbüchereien zu Frankfurt am Main
sind zwei Stellen für außerplanmäßige

Bibliothekssekretärinnen

unter Befoldung nach Gehaltsgruppe VI, mit Aufsteigungsmöglichkeit
nach Gruppe VII, sofort zu besetzen.

Bewerberinnen mit Diplomexamen und möglichst mit volksbibliothekarischer
Praxis wollen ihre Bewerbungen mit ausführlichem Lebenslauf und
Zeugnisausschnitten bis zum 15. Dezember d. J. einreichen an das

**Amt für Wissenschaft,
Kunst und Volksbildung,
Frankfurt am Main,
Rathaus, Paulsplatz 1**

DIE WIRKSAMSTE ERSPARNIS

*bei der Anschaffung von Büchern bedeutet für alle Büchereien
der Bezug in*

ROHEN BOGEN ODER STRAPAZIEREINBÄNDEN

*Den Büchereien, die über eine eigene Buchbinderwerkstatt verfügen,
ermöglicht die Lieferung in rohen Bogen die Herstellung eines zweck-
mäßigen, haltbaren Einbandes, ohne daß der Buchkörper bereits
durch vorhergehende Bearbeitung beim Broschieren oder Einbinden
angegriffen und in seiner Widerstandsfähigkeit gemindert ist. — Der
Bezug in fertigen Büchereieinbänden verschafft dieselben Vorteile
und erspart zudem dem Büchereileiter das schwierige und zeitraubende
Geschäft der Buchbinderkontrolle*

DAS EINKAUFSHAUS FÜR VOLKSBUCHEREIEN

*liefert die wichtigsten Werke für die volkstümliche Bücherei in rohen
Bogen oder Büchereieinbänden. — Zur Auswahl des Bestandes liegt
eine Reihe von Katalogen vor*

Nähere Mitteilungen durch die

GESCHÄFTSSTELLE, LEIPZIG N 22, RICHTERSTR. 8

Neuerscheinungen 1927

Die Welt um Deutschland. Ein Verzeichnis der neueren und neuesten Literatur zum Verständnis der Weltpolitik und ihrer geographischen und geschichtlichen Grundlagen. Mit Charakteristiken der einzelnen Werke und Vorbemerkungen zu den Gruppen. Bearbeitet mit anderen von Dr. Fuhr und Dr. Langendorf. 132 Seiten und Register. Preis 2.— M.

Die Welt des Sozialismus. Ein Verzeichnis von über 300 Büchern über Gedankenwelt und Geschichte des Sozialismus. Mit Charakteristiken der einzelnen Bücher und Vorbemerkungen zu den Gruppen. Bearbeitet von Erich Thier. 120 Seiten. Preis 2.— M.

Beethoven-Literatur. Die wichtigsten Werke zur Einführung in Leben und Schaffen Beethovens zum 100. Todestag für die Leser der volkstümlichen Bücherei zusammengestellt und mit Charakteristiken versehen von Dr. Konrad Ameln. 8 Seiten. Preis —.40 M.

Der Volksbibliothekar. Seine Aufgabe. Sein Beruf und seine Ausbildung. — Eine Sammelschrift; herausgegeben von Hans Hofmann. XII, 144 Seiten. Preis 4.— M.

Sämtlich herausgegeben im Auftrage der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E. V. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle Leipzig N 22, Richterstraße 8

Einkaufshaus für Volksbüchereien, E. m. b. H. Leipzig / Berlin / Stuttgart

In Arbeitsgemeinschaft mit der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Das Einkaufshaus will den deutschen Volksbüchereien ermöglichen:

1. SCHNELL ZU KAUFEN (Unterhaltung eines großen Lagers ausgewählter Bücher, von dem bei Eingang der Bestellungen sofort expediert werden kann).
2. RICHTIG ZU KAUFEN (Aufbau des Lagers nach den Katalogen und Auswahllisten der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Beratung der Büchereien durch volksbibliothekarische und wissenschaftliche Fachleute).
3. TECHNISCH ZWECKMÄSSIG ZU KAUFEN (Allmähliche Ablösung des Verlegereinbandes durch broschiierte oder rohe Exemplare; Vermittlung guter Strapaziereinbände durch die „Zentralbuchbinderei“ der Deutschen Zentralstelle).

Man verlange die Verzeichnisse und näheren Auskünfte von der
Hauptgeschäftsstelle: Leipzig N 22, Richterstraße 8